

Dezember 12/2016

Aus dem Inhalt

Ralf Miggelbrink Erwartung der kommenden Welt	353
Hansjürgen Verweyen Mensch sein neu buchstabieren	355
Axel Hammes Rohrkrepierer Predigt?	362
Dietmar Jordan Ohnmacht – Gnadenkraft	368
Dank und Willkommen	370
Ralph Sauer Unser Gottesdienst – eine „kulturelle Verhaltensanomalie“?	371
Michael Lejeune Wueste – digitale Auszeit?	376
Literaturdienst:	380
Stephan Wahle: Das Fest der Menschwerdung Christian Schütz: Wem gehört die Hoffnung? Peter Gross: Wir werden älter	

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Prof. Dr. Ralf Miggelbrink Universität Duisburg-Essen,
Lehrstuhl für Systematische Theologie, R12 T04 E11, 45141
Essen | Prof. Dr. Hansjürgen Verweyen, Schlossweg 3a, 79249
Merzhausen | Pfarrer Dr. Axel Hammes, Tempelstraße 2a,
50679 Köln-Deutz | PR Dietmar Jordan, Bistum Aachen,
Eupener Straße 134, 52066 Aachen | Prof. Dr. Ralph Sauer,
Bussardstraße 3a, 49377 Vechta | Michael Lejeune, Pont-
straße 6, 52062 Aachen

Beirat: Domkapitular Rolf-Peter Cremer, Klosterplatz 7,
52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard, Domhof 12,
49074 Osnabrück | Petra Dierkes, Marzellenstr. 32,
50668 Köln | Uta Raabe, Niederwallstraße 8-9, 10117 Berlin |
Generalvikariatsrat Dr. Christian Hennecke, Domhof 18-21,
31134 Hildesheim

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Hildesheim, Köln und
Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63,
50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7001,
Fax (0221) 1642-7005,
E-Mail: gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin,
Hildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im
Ritterbach Verlag GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104,
50374 Erftstadt

Der jährliche Bezugspreis beträgt 36,00 Euro incl. MWSt. |
Einzelheft 3,50 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren
Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung
der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis
der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher
werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag
GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104, 50374 Erftstadt

ISSN 1865-2832

Ralf Miggelbrink

Erwartung der kommenden Welt

Abseits der elektrischen Lichterflut ahnen wir, wie dunkel diese Zeit ist, aus deren Nacht ein neues Jahr geboren wird. Wo Lichter, Motoren und Technik herrschen, mag man vergessen, wie angewiesen alles Leben darauf ist, dass erneut Licht diese Welt durchflutet. Ein Vulkanausbruch schon oder eine Explosion globalen Ausmaßes könnten den Winter verstetigen. Unsere Kenntnis des Kalenders aber stimmt uns zuversichtlich, dass bald schon die Tage wieder länger werden. In dieser Zuversicht machen wir Termine und buchen schon einmal den nächsten Sommerurlaub. In Goseck in Sachsen-Anhalt hat man Anfang des Jahrtausends ein dort aufgrund von Erdbefunden vermutetes steinzeitliches Sonnenobservatorium rekonstruiert. Die kreisrunde, vor ca. 7000 Jahren dort errichtete Anlage mit einem Durchmesser von 71 Metern ermöglicht von ihrem Zentrum aus, durch Lücken in einer sie umschließenden doppelwandigen Palisade, die ziemlich präzise Beobachtung des Sonnenaufgangs an den Sonnenwenden. Welch überragende Bedeutung muss die Kenntnis der Sonnenwenden für die Kulturen der beginnenden menschheitsgeschichtlichen Sesshaftwerdung gehabt haben, dass so viel Arbeitskraft und Material in ein Bauwerk investiert wurden, das wohl nur vordergründig der bloßen Ermittlung von Kalenderdaten diene. In Wahrheit war wohl mit der Ermittlung der Kalenderdaten der Gedanke des verlässlichen Verbürgens engstens verbunden. Goseck verbürgte für seine Errichter, dass mit der Beobachtung der Veränderungen der erlittene Winter ein Ende haben werde. So konnten sich die ersten

Bauern trauen, das Saatgut auszubringen, noch bevor der Frühling spürbar war.

Wie kühn verknüpfen Kirchenjahr und Le-seordnung die Erfahrung der riskanten und dennoch zuverlässigen Erwartung eines neuen Jahres mit der eschatologischen Erwartung! Dadurch sprengen sie den engen agrarisch-kalendarischen Kreis und bringen die absolute, Zeit und Welt übersteigende eschatologische Erwartung als Wesensmerkmal christlicher Existenz zu Bewusstsein. Die Vielzahl der prophetisch-eschatologischen Lesungen des Advents sind mehr als Vorbereitung auf Weihnachten. Es ist nicht nur historisch falsch, in den alttestamentlichen Texten nur die Ankündigung des menschengewordenen Gottes zu sehen, mit dessen Geburt alle Erwartungen erfüllt wären. Der Advent ist die Zeit, in der Erwartung als Grundmoment christlicher Existenz überhaupt liturgisch und geistlich verinnerlicht wird.

Unser Sprechen über die christliche Erwartung ist wohl bisweilen deshalb so kraftlos, weil es sich mit gar keiner lebendigen, gespürten Erwartung verbindet. Man spricht halt vielleicht so über den Himmel wie über etwas Angenehmes, das am Ende noch kommt, wenn alles für uns Wesentliche vorbei ist. Die Rede über das Kommende ist bei weitem zu wenig inkarnatorisch. Von den alttestamentlichen Propheten kann man genau dies lernen.

Christliche Erwartung verleiblicht sich, wo die Abstraktheit dadurch überwunden wird, dass die konkrete Gegenwart unter der Fragestellung nach ihrem Ungenügen angesehen wird. Christliche Eschatologie ist dann eine Anleitung zur Beobachtung und Anschauung von Unrecht, Sinnlosigkeit, Leiden und Gewalt. Die Analphabeten der Erwartung halten eine solche Anschauung des Unansehnlichen für sauertöpfisch oder preisen sie – genau entgegengesetzt – als den Treibstoff revolutionärer Ungeduld. Dabei folgen sie dem neuzeitlichen Dogma, dass alle relevante Veränderung nur vom

menschlichen Handeln ausgeht. „Erwartung“ aber im christlichen Sinne lebt aus der biblisch begründeten Grundüberzeugung, dass alle wirklich heilshafte Veränderung aus dem Handeln Gottes erwächst. Darauf dürfen Menschen hoffen, darum können sie beten, das müssen sie schmerzlich vermischen. Wo sie aber Gott zutrauen, in der Welt für die Welt zu handeln, sind alle drei Haltungen nicht sinnlos, weil sich Menschen in ihnen auf den ausrichten, von dem alleine sie wirkliche Veränderung erwarten.

Die steinzeitlichen Astronomen von Goseck waren Experten der qualifizierten Erwartung, die ihre Welt genau beobachteten. In anderer Weise waren die Propheten des Alten Testaments Experten der qualifizierten Erwartung. Sie schauten auf ihre Zeit und Welt mit dem Beobachtungsinstrument der göttlichen Weisung zu einer Gerechtigkeit, die allen Menschen ihr Leben ermöglicht. Dieses Instrument macht sichtbar, was *fehlt* in dieser Welt. Die Beobachtung des Fehlenden verursacht Schmerz. Im Schmerz der gepflegten Erwartung des Unwahrscheinlichen wächst die Hoffnung auf das Handeln Gottes.

Im Ersten Gottesknechtlied wird Gottes Handeln mit den Worten angekündigt: „Noch ehe es *wächst*,/ lasse ich es euch *hören*“ (EÜ „Noch ehe es zum Vorschein kommt,/ mache ich es euch bekannt.“). Die Ankündigung ist aber keine Vorabinformation wie vor einer Lieferung, die ohnehin kommt. Gottes Prophetie verwandelt die Hörenden und verwandelt sie in Empfänger, die aus der Sehnsucht nach der Gerechtigkeit leben. Gottes Gerechtigkeit als Lebensermöglichung für alle Menschen ist der eigentliche Inhalt der christlichen Heilsgeschichte (eben das Reich Gottes) mit ihren zwei großen Erzählungen vom ewigen Gott, der Mensch wird und der für seine Gerechtigkeit unter den Menschen den Foltertod stirbt, um in diesem Tod durch Gottes Kraft wachsen zu lassen, was Menschen nicht von sich aus hervorbringen.

Liebe Leserinnen und Leser,

der emeritierte Freiburger Fundamentaltheologe **Prof. Dr. Hansjürgen Verweyen** stellt sich der Herausforderung, sein neuestes Buch „Mensch sein neu buchstabieren“ auf wenigen Seiten im Kern vorzustellen und Antwort zu geben auf die Fragen, wie man heute noch verantwortet von einem „letztgültigen Sinn“ sprechen kann, sowie nach der Zuverlässigkeit und Wirkkraft des Zeugnisses, auf das hin der Mensch für die bezeugte „Perle“ alles zu verkaufen bereit wäre.

Mit Eric Flügges „Jargon der Betroffenheit“ als Hintergrundfolie formuliert **Pfr. Dr. Axel Hammes** aus Köln, Neutestamentler und Dozent für Homiletik am Kölner Priesterseminar, konkrete Anforderungen, die Hinweise zur „Sprachfindung“ bei Weitem übersteigen.

PR Dietmar Jordan, langjähriger Gefängnis-seelsorger aus dem Bistum Aachen, hat zu seiner Verabschiedung aus dieser Aufgabe herausgestellt, inwiefern Gefängnisdienst wirkliche Seelsorge ist.

Nicht nur an Weihnachten, sondern das ganze Jahr über stellt sich die Aufgabe, geeignete Gottesdienstformen zu finden, um auch Kirchenfern(st)en weit diesseits der Eucharistie das Proprium der Kirche erfahrbar werden zu lassen. Hierzu lenkt **Prof. em. Dr. Ralph Sauer**, früherer Pastoraltheologe an der Uni Vechta, besonders einen Blick auf das Bistum Erfurt, von dem – aber nicht nur von dem – es für den „Westen“ s. E. noch viel zu lernen gibt.

Michael Lejeune schließlich, bereits als engagiertes Mitglied des Mentorats der RTH Aachen im Pbl bekannt, wirft schon einen Blick auf die Fastenzeit, der aber auch in den Advent passt: Das Stichwort „Wüste“, das sowohl mit der Versuchung Jesu als auch mit Joh. d. T. verbunden ist, wird für den Verf. zum Bild für das digitale Netz.

Mit dem mittlerweile schon „Tradition“ gewordenen poetischen Text auf der letzten Seite wünsche ich Ihnen allen von Herzen ein gesegnetes Weihnachtsfest, das Zeit und Raum eröffnet, etwas von der die Nacht besiegenden Kraft Gottes zu erfahren, die er im Kind von Betlehem sichtbar werden lassen wollte.

Ihr



Gunther Fleischer

Mensch sein neu buchstabieren

Als ich an diesem Buch¹ arbeitete, überflutete uns gerade die erste Flüchtlingswelle aus Syrien. Wir waren in eine Situation hineingeworfen, die uns vor viele bisher nicht bekannte Aufgaben stellte. Die nächstliegenden Probleme mussten (und müssen) durch entschiedene praktische Maßnahmen bewältigt werden. Dahinter taucht aber unerbittlich eine Frage auf, die mich auf den Titel zu diesem Buch brachte. Menschen, die in hohem Maß anders sind als wir, begegnen uns nun in unmittelbarer Nähe. Um sie zu verstehen, um zu lernen, was es für sie bedeutet, wirklich Mensch zu sein, benötigen wir ein uns bisher nicht vertrautes Alphabet. Anhand dieses Alphabets müssen wir aber auch uns selbst neu buchstabieren, um offen zu werden für dieses Fremde in unserer Nähe.

Ist diese Situation aber in jeder Beziehung neu? Schon seit langem verlassen Menschen Kirchen, in denen kaum noch Raum bleibt für eine Suche nach sich selbst in einer sich ständig verändernden Welt. Beide Fluchtbewegungen treffen heute in verhängnisvoller Weise aufeinander. Die hier nach einer sicheren Bleibe Suchenden sind zumeist streng von religiösen Prinzipien bestimmt. Sie sollen „integriert“ werden in europäischen Ländern, in deren Verfassungen sich noch immer Spuren eines Christentums erkennen lassen, das durch die Aufklärung hindurchgegangen ist. Müssen nicht auch die Ankömmlinge ihre religiösen Vorstellungen durch die im Verlauf der Aufklärung gewonnenen Kriterien filtern lassen, um für das hier geltende Wertesystem wirklich integrationsfähig zu werden?

In akademischen Kreisen finden zwar Dialoge zwischen gesprächsbereiten Vertretern der verschiedenen Religionen statt, zur Zeit besonders zwischen christlichen und islamischen Wissenschaftlern. Im Alltag begegnen Musliminnen und Muslime aber kaum noch Christinnen und Christen, die als Zeugen für ihren angestammten Glauben betrachtet werden können. Soll den in einem anderen Glauben fest verwurzelten Menschen ein ähnliches Geschick blühen, wenn sie sich erst einmal auf das Thema „Aufklärung“ eingelassen haben? Aus dieser Sorge erwächst ein Widerstand gegen ein harmonisches Miteinander, der sich um so mehr festsetzt, wenn der Widerstand als fehlende Integrationsbereitschaft verstanden wird.

Dem hier angesprochenen Problem ist mit gesetzlichen Verordnungen nicht beizukommen. Letztlich wird es darum gehen, ob es innerhalb der Kirchen gelingt, den verkündigten Glauben wieder, oder besser: erstmalig in einer von Grund auf veränderten Lebenswelt glaubwürdig werden zu lassen. Dabei geht es um mehr als um den Abbau von Fronten, wie sie sich im Katholizismus nach dem Konzil gebildet haben. Denn auch der Protestantismus ist von der Flucht aus der Kirche betroffen. Steckt nicht etwas dahinter, das nur selten wahrgenommen wird und deswegen unbehelligt an den Wurzeln des Glaubens nagen kann? Vor allem zwei Gründe scheinen mir für die wachsende Unterhöhlung des christlichen Glaubens verantwortlich zu sein.

Jesus verkündete das Reich Gottes und rief Menschen zur Nachfolge. Dieser Ruf ließ keine Zeit zur Abwägung eines Wenn und Aber. Wen er traf, der wusste, dass er hier mit seiner ganzen Existenz eingefordert war. Eine unbedingte Inanspruchnahme geht aber auch von anderen Religionsstiftern aus. Ein Urteil darüber, ob ein vorbehaltlos gegebenes Ja zu der Verheißung eines wahrhaft sinnerfüllten Lebens berechtigt ist, lässt sich nur über die Frage nach der Stichhaltigkeit der Verheißung

selbst bilden. Kann man, erstens, dem Boten abnehmen, dass er glaubwürdig ist? Kann, zweitens, früher Geschehenes uns heute noch so überzeugen, dass wir unser Leben darauf wagen? Diesen Fragen werde ich mich erst im zweiten Teil meines Beitrags zuwenden.

Zunächst einmal müsste geklärt werden, ob sich wenigstens ein *Begriff* von wahrhaft sinnerfülltem Leben rational verantwortbar bilden lässt. Jeder Vorstellung von einem „Letztgültigen“ oder „Unbedingten“ steht heute doch die Einsicht entgegen, dass all unser Denken durch geschichtlich wandelbare Vorgegebenheiten bedingt ist. Unter Voraussetzung eines bestimmten Glaubens mag zwar eine unbedingte Sinnzusage Geltung genießen. Rationalen Kriterien scheint sie aber nicht standhalten zu können. Darin dürfte die Entfremdung von der Kirche ihren tiefsten Grund haben, nicht in den vielen Missständen, die in der Tat gravierend genug sind. Denn wie weit sich die Kirche auch immer für einen Wandel der geschichtlichen Situation öffnen mag: Will sie sich nicht verlieren, dann darf sie nicht verleugnen, dass ihr die Verheißung eines Letztgültigen aufgetragen ist, das eine unbedingte Zustimmung fordert.

Damit stellt sich heute als vorrangige Aufgabe, ohne religiöse Vorentscheidungen einen Begriff letztgültigen Sinns zu gewinnen, der sich mit der Einsicht in die geschichtliche Bedingtheit unseres Denkens vereinbaren lässt. Auch diese Einsicht darf sich aber einer kritischen Rückfrage nicht verschließen. Sonst läuft sie Gefahr, sich als „unbedingte Abneigung gegen alles Unbedingte“ zu dogmatisieren. Kommunikation spielt sich dann nur noch auf einem oberflächlichen Niveau ab. Denn die Frage, was andere in der Tiefe ihrer Existenz bewegt, könnte ja auf die Annahme eines letzten Sinns stoßen, die keine Toleranz duldet. Wie weit diese Dogmatisierung schon fortgeschritten ist, lässt sich an einem sprachlichen Wandel zeigen. Ausdrücke wie: „das ist überzeugend, zweifel-

los richtig, evident“ stehen auf dem Index des mitleidig zu Belächelnden. Ein Argument verdient dann Anerkennung, wenn es „plausibel“, des Applauses würdig, wörtlich: beklatschenswert ist.

Den Begriff eines die geschichtliche Bedingtheit unseres Denkens einbeziehenden letztgültigen Sinns habe ich in „Mensch sein neu buchstabieren“ philosophisch zu fundieren und an Beispielen vor allem aus der Literatur zu konkretisieren versucht. Hier muss ich mich auf eine dürftige Grobskizze dieser Ausführungen beschränken.

Ein glücklicher Sisyphus?

Es ist nicht von ungefähr, dass unter allen Mythen, die uns aus der Antike überliefert sind, der Götterfluch des Sisyphus die Menschen am meisten beschäftigt hat. Mich fesseln vor allem die Interpretationen in Albert Camus' „Der Mythos von Sisyphos“ und in Wolfgang Borcherts Erzählung „Schischyphusch oder der Kellner meines Onkels“. Wir machen uns unter Einsatz aller Kräfte zu Zielen auf den Weg, die vielen als verrückt erscheinen. Das Ergebnis unseres Mühens stellt uns zwar nie zufrieden. Dennoch können wir das Streben nach einem vollen Erfolg nicht lassen. Der Mythos von Sisyphus führt uns vor Augen, dass wir bei all dem letztlich nicht aus eigenem Antrieb handeln. Wie ein Kobold sitzt uns immer schon der Trieb zu einer Vollendung im Nacken, die wir nicht erreichen können.

Wohin werden wir eigentlich unaufhörlich getrieben? Schon immer versuchten Menschen die Welt ihren Bedürfnissen und Wünschen anzupassen. Zu Beginn der Neuzeit wurde in der Kunst die Perspektive entdeckt. Dem Blick öffnete sich nun eine unendliche Weite, die es zu erobern galt. Eine zu ihrer Anwendung in den Naturwissenschaften verfeinerte Mathematik beschleunigte eine Technik, die – wie Descartes in seinem „Discours de la méthode“

schrieb – es dem Menschen möglich macht, „gleichsam Meister und Besitzer der Natur“ zu werden.

Wie wirkt sich der „Fluch des Sisyphus“ in unserem Verhältnis zu anderen Menschen aus? Zu uns selbst als einem freien Wesen finden wir erst, wenn uns andere als einen eigenständigen Menschen anerkennen, uns gleichsam einen Spiegel vorhalten, in dem wir uns entdecken können. Das Streben nach Anerkennung wird damit aber erst in Gang gesetzt. Gerade als freie Wesen entfalten wir uns ja weit über das hinaus, was in jenem „ersten Spiegel“ zu erkennen war. Wie können wir aber sicher sein, dass wir die nötige Anerkennung bekommen, um über andere zum Einklang mit uns selbst zu finden? Wer über die nötige Macht verfügt, richtet andere gern dazu ab, nichts anderes als der beständige Spiegel ihres Herrn zu sein. Wie kann das Gesicht eines Sklaven aber das Gesicht eines Herrn wiedergeben? Er muss sich eine Maske aufsetzen, die dem Herrn genau den zeigt, als der er gesehen werden will. Am anderen Ende der Skala stehen Menschen, die etwa wegen einer angeborenen Abweichung vom „Normalen“ statt Anerkennung nur Gelächter oder allenfalls Mitleid ernten. „Schischyphusch“ in Borcherts Erzählung kann statt eines „s“ nur ein „sch“ hervorbringen. Sein eigenes Ich wagt er nicht mehr vorzuzeigen. Er tritt nur noch als serviler Kellner in Erscheinung.

Die Dinge und erst recht die anderen Menschen erscheinen uns als eine Grenze für unser Bemühen, in dieser Welt ungetrübt durch anderes und Fremdes unser Selbst zu entfalten. Dem Drang, uns selbst voll zu entfalten, sind wir aber ebenso erbarmungslos ausgesetzt wie der Unmöglichkeit, ihn zu verwirklichen. Solange dieser Widerspruch in der Grundsituation des Menschen sich nicht beseitigen lässt, ist es müßig, sich um den Begriff eines letztgültigen Sinns zu mühen. Solange scheidet aber auch jeder Versuch, religiöse Annahmen eines Unbedingten vor der Vernunft zu rechtfertigen.

Sinnvolles Leben kann glücken

„Hab ich dein Ohr nur, find' ich schon mein „Wort“, sagt Karl Kraus. Bei der Suche nach Anerkennung geht es letztlich nicht um die Spiegelung von bereits Erreichtem. Ein anderer benötigt mein Ohr, um etwas zum Ausdruck zu bringen, das ihm selbst noch nicht klar ist. Wenn ich ihm dafür „mein Ohr leihe“, reicht dies nicht aus. Es drängt noch vieles andere aus ihm heraus, was aufgenommen werden will. Ich muss schon ganz Ohr für ihn *sein*, ein Ohr, das für das Ertasten eines noch nicht gefundenen Wortes immer neu „gespitzt“ werden muss.

Bereits bei der ersten Begegnung mit einem Menschen mache ich mir ein Bild von ihm. Wenn ich ihn näher kennenlernen will, muss ich dieses anfängliche Bild revidieren. Je vertrauter er mir wird, kommt es zu einem ständigen Zerschneiden meiner vorher gefertigten Bilder. Lasse ich mich so auf ihn ein, dass ich zum Ohr für das werde, was in ihm nach Ausdruck schreit, dann forme nicht mehr ich ein neues Bild. Er selbst zerbricht meine früheren Bilder. An meinen Augen, meiner Stimme und meinen Gesten muss er den Wandel ablesen können, der sich in mir vollzogen hat. Anfangs habe ich ihm Raum in mir zu seiner Selbstentfaltung gegeben. Dieser Raum muss aber offen bleiben, damit sein Selbst sich nicht doch wieder verkrümmt. Es begann damit, dass ich mir Zeit für ihn nahm. Nun nimmt er mir einfach meine Zeit. Das Erstaunlichste daran ist, dass ich selbst erst in dem von ihm in Beschlag genommenen Raum und in der „vergeudeten“ Zeit zu dem Menschen finde, der in mir steckt und mir sonst verborgen geblieben wäre.

Auf diesem Weg würde der „Götterfluch“ des Unvollendbaren nicht nur gebannt. Das Unvollendbare wird vielmehr zur Voraussetzung von unbedingtem Sinn. Dann nämlich, wenn ich mich unumstößlich dazu entschließe, der freien Entfaltung anderer in mir Raum zu geben. Denn zur Freiheit

gehört, dass sie sich in unendlich vielen und neuen Variationen zu äußern vermag.

Damit ist zwar der Kernpunkt eines Begriffs von unbedingtem Sinn umrissen. Um von einer für alle Menschen offenen Sinnerfüllung reden zu können, muss aber noch vieles mehr bedacht werden. Als erstes die notwendige Wechselseitigkeit. Erst wenn sich alle Menschen entschieden, der nie zum Stillstand kommenden Freiheit anderer Raum zu geben, würde der Widerspruch in unserer Existenz aufgehoben. Das alles bleibt aber ein bloßes Postulat, wenn es nicht in den jeweiligen geschichtlichen Konstellationen konkretisiert wird. Wie ist z. B. mit natürlichen Ressourcen umzugehen, damit „Raum für andere“ keine abstrakte Versicherung bleibt? Im Rahmen dieses Beitrags muss ich es bei solchen Andeutungen belassen, um noch kurz auf die zuerst genannten, aber vorläufig zurückgestellten Fragen eingehen zu können.

Der Glaube an ein vielleicht Wahres

Jahrhundertlang fühlten sich die Christen im Kirchenjahr geborgen. Hier wurde der wahre Jesus der Geschichte für sie zur Gegenwart. Vor allem in einem von der Agrarwirtschaft geprägten Umfeld wurde seine Geschichte der Vergangenheit dadurch entrissen, dass sie über den Kreislauf der Natur mit der Erfahrung des eigenen Lebens verschmolz. Als sich im 19. Jahrhundert die historisch-kritische Erforschung der biblischen Schriften mit aller Kraft Bahn brach, überfiel den Glauben eine große Verunsicherung. Die katholische Kirche wusste sich dagegen über nahezu ein halbes Jahrhundert durch härteste Strafandrohungen abzusichern. In der evangelischen Kirche bot fast über den gleichen Zeitraum ein Wandel in der Exegese selbst der Verunsicherung Einhalt. Schon vor dem Ersten Weltkrieg waren die zahllosen Versuche, eine kritisch fundierte Jesus-Biographie zu verfassen, in eine tiefe Krise geraten. In der Zeit nach dem Kriege bis zur Mitte des

20. Jahrhunderts beherrschten Theologen wie Karl Barth und Rudolf Bultmann das Feld. Sie sprachen der historisch-kritischen Exegese jede Bedeutung für die *Begründung* des Glaubens ab. Dieser habe seinen einzigen Grund in der Jesus Christus verkündigenden Kirche. Historische Forschung kommt über wahrscheinliche Gewissheiten nicht hinaus. Darauf lässt sich keine unbedingte Zustimmung bauen. Barth und Bultmann waren in der Zeit des Nationalsozialismus entschiedene Vertreter der Bekennenden Kirche. Dort wusste man, dass überzeugendes Christ-sein ein unbedingtes Ja erfordert.

1953 bahnte Ernst Käsemann mit einem gegen Bultmann gerichteten Ansatz eine neue Ära an. Mit Recht wandte er ein, dass die Verkündigung eines Christus, die völlig von der kritischen Rückfrage nach dem Jesus der Geschichte losgelöst ist, unter Verdacht steht, ein bloßer Mythos zu sein. Käsemann hielt an dem heute verkündigten Wort als dem einzigen Weg in den Glauben fest. Durch methodisch genau bestimmte Kriterien gelte es aber, einen Kern „authentischer Jesusworte“ in der Vielfalt der Jesustradition zu sichern. Diese böten dann Anhaltspunkte und Orientierungshilfen zur Überprüfung der kirchlichen Verkündigung.

In seinen Grundzügen verschaffte sich dieser Neuanfang in der evangelischen wie katholischen Theologie eine heute noch dominierende Geltung. Nun bleiben aber auch die historisch gesicherten Orientierungshilfen für die Verkündigung im Rahmen des bloß Wahrscheinlichen. Was als wahr gilt, wird abhängig vom Stand der historischen Forschung. Glaubwürdigkeit wird durch vorläufige Plausibilität ersetzt.

Die Mehrdeutigkeit des Wortes Zeugnis

Das Hauptproblem für das Verhältnis zwischen historischer Wissenschaft und

Glaube lässt sich an den verschiedenen Bedeutungen veranschaulichen, die das Wort „Zeugnis“ hat. Im juristischen Bereich und in der Geschichtswissenschaft wird mit dem Ausdruck Zeugnis eine Aussage bezeichnet, die als ein objektiver Befund der Rechtsfindung bzw. der Ermittlung von geschichtlichen Tatsachen dienen soll. Ein Zeugnis in diesem Sinne ist dem Gesamt von Indizien zugeordnet, die zur Klärung der in Frage stehenden Sache herangezogen werden.

In der Theologie hat das Wort „Zeugnis“ eine ganz andere Bedeutung. Hier richtet sich die Bewertung eines Zeugnisses gerade auf das, was im gerichtlichen Verfahren allenfalls am Rande in Betracht gezogen werden darf: auf die Integrität der Person, die ein Zeugnis ablegt. Je mehr sie hinter dem zurücktritt, was sie bezeugt, desto mehr tritt die Wahrheit des Zeugnisses ans Licht. Desto drängender wird aber auch die Forderung an die Hörenden, dieses Zeugnis als wahr anzunehmen. Für beide, den Zeugen wie den, der den Zeugen „vernimmt“, geht es um das Ganze. Der vor Gericht „vernommene“ Zeuge wird zum Objekt des ihn befragenden Subjekts. Hier wird der Vernehmende selbst in Frage gestellt.

Wenn sich der theologische Zeugnisbegriff für eine wissenschaftliche Klärung des Verhältnisses zwischen Glaube und Geschichte eignen soll, dann müssen Kriterien für den Wahrheitswert des Bezeugten ermittelt werden. Wann ist der Bote glaubwürdig, wurde oben zunächst gefragt. Er steht in der Spannung zwischen einem „Woher“ und einem „Woraufhin“. Soll die Zusage eines letztgültigen Sinns glaubwürdig sein, so muss man einerseits dem Zeugen ansehen können, dass er selbst bis ins Mark seiner Vernunft von diesem Sinn überzeugt ist. Nur dann kann er auch die widerborstigsten Fragen Andersdenker an sich heranlassen. Andererseits muss der Bote, um „Hörer des Wortes“ Gottes zu gewinnen, zunächst zum „Hörer des Wortes“ der Angesprochenen werden. Die Botschaft für einen letztgültigen Lebens-

sinn fängt nicht nur damit an, was oben zum „Ohr sein“ gesagt wurde. Sie hat ihre bleibende Mitte darin, dass der Zeuge zum offenen Raum wird für das, wofür andere Menschen nach Worten suchen. Je mehr dies geschieht, wird sich der Angeredete fragen: Wie kommt das nur? Die meisten fallen mir ins Wort, bevor ich auch nur einen Satz zu Ende gebracht habe. Hier begegnet mir nun jemand, der genau hinhört auf das, was ich sagen will. Und wenn ich in ein Stammeln gerate, das mich ärgerlich auf mich selbst macht, versucht er in dem nur halbwegs Gesagten zu verstehen, was ich zum Ausdruck bringen wollte.

Von der Glaubwürdigkeit des *Boten* können die von ihm Angesprochenen dadurch überzeugt werden, dass sich vor nichts anderem und Fremdem verschließt. Auf die Frage, wie er denn selbst zu seiner Überzeugung gekommen sei, wird er auf glaubwürdige Zeugen dieser Botschaft verweisen. Die handelt nun aber von vergangenen Ereignissen, die der Historiker zu untersuchen hat. Steht am Ende dann nicht doch das alte Dilemma, dass ein zur kritischen Verantwortung bereiter Glaube nicht über bloß Wahrscheinliches hinausgelangt?

Hier müssen wieder die beiden Bedeutungsebenen des Begriffs „Zeugnis“ sorgfältig unterschieden werden. Der Historiker hat wie der Jurist möglichst vorurteilsfrei an die ihm zur Wahrheitsfindung zugänglichen Daten heranzugehen. Bei der Rückfrage nach dem wirklichen Jesus der Geschichte wird er versuchen, unter den vielen darüberliegenden Geröllschichten, schließlich auch den unterschiedlichen Zeugnissen der Evangelisten, das „Urgestein“ auszugraben. Dieses in Fragmenten aufgespürte und vielleicht bis zu einem Jesus-Torso rekonstruierbare Urgestein ist zwar für eine Revision unserer Kenntnis von Vergangenen nützlich. Ein unbedingter Anspruch an unsere Lebensführung kann aber von keinem Ergebnis einer auf objektiv Feststellbares gerichteten Wissenschaft ausgehen. Für die Suche nach

einem Ereignis, das uns bis in den Grund unserer Existenz erschüttern könnte, müsste statt nach einem fixierbaren Urgestein danach gefragt werden, mit welcher Kraft „der Stein, den die Bauleute verwarfen“ (vgl. Mk 12,10), *geschleudert* wurde. Diese Wucht lässt sich nur durch ein Fahnden nach den Mauern ausmachen, die bei dem Wurf umgestoßen wurden, bzw. durch ein Ausmessen der Spuren, die der Aufprall dieses Steins in den ihm entgegenstehenden Wänden hinterließ.

Wie kann man dann die Dynamik der Wirkung entdecken und richtig entziffern, durch die Jesus selbst bestimmte Menschen zu seinen Zeugen machte? Vor allem an der Hand von Augenzeugen Jesu, hätten uns diese „Protokolle“ ihrer unmittelbaren Begegnung mit Jesus hinterlassen? Ersatzweise dann mit Hilfe der frühesten Berichte, deren Fragmente wir mit einiger Sicherheit rekonstruieren können? Aber abgesehen davon, dass wir hier wieder in den Strudel des bloß Wahrscheinlichen gerieten: Gerade die frühesten Berichte sind noch am stärksten von den damals in Palästina vorherrschenden Sprachmustern geprägt. Erst nach und nach erkannte man, dass Jesu Botschaft auch diese Denkschemata sprengte.

Zeugnis in der Kirche und über sie hinaus

Bei der Suche nach einem zuverlässigen Zeugnis über den Jesus der Geschichte finden wir festen Halt in einem Faktum, auf das sich alle ernstzunehmenden späteren Zeugen als Grundlage für ihren Glauben beriefen. Bald nach der Mitte des zweiten Jahrhunderts einigten sich alle Teilkirchen darauf, dass vier Evangelien – nicht mehr und nicht weniger – die Botschaft des wahren Jesus der Geschichte authentisch weitergeben. Damit war eine verbindliche Festlegung von Texten *durch* die Kirche geschaffen, die in Zukunft auch *für* die Kirche Maßstab sein sollten. Über die Anerken-

nung dieser Pluralität hat die Kirche ihre Einheit im Glauben bezeugt. Das von Jesus ausgehende Licht gibt sich uns nur durch dieses Prisma zu erkennen. Indem wir uns darauf einlassen, werden wir zugleich hellhörig für Menschen, deren besondere Art Mensch zu sein uns zunächst befremdet.

Wie können zwischen 70 und 100 n. Chr. verfasste Schriften die ursprüngliche Botschaft Jesu noch vermitteln?

– Bevor sich die Evangelisten näher den bisher bekannten Überlieferungen von Jesus zuwandten, muss ein lebendiges Zeugnis über ihn ihr ganzes Leben in Frage gestellt haben.

Diese Erfahrung prägte ihr früheres Denken gründlich um. Ihre getreue Weitergabe der Überlieferungen durfte darum keine bloße Stoffsammlung sein. Die „Stoffe“ mussten in einer Form vermittelt werden, die der Neuorientierung ihres Denkens entsprach.

– Diese Umwälzung machte aber nicht bei ihrer eigenen Existenz halt. Sie drängte darauf, das in ihnen entbrannte Feuer auch auf andere übergreifen zu lassen. Nur im sorgfältigen Hören auf ihre Adressaten konnten die Evangelisten aber auf Offenheit für ihre Botschaft stoßen. Ihr neu geprägtes Denken erfuhr daher gleichsam einen zweiten „Bilderbruch“.

– Davon wurde auch die endgültige Form ihrer Weitergabe des Überlieferten betroffen. Sie war nicht nur von der eigenen umstürzenden Begegnung mit Zeugen Jesu (dem „Woher“) bestimmt. Der Bote wusste sich zu (einer) bestimmten Gruppe(n) von Menschen gerufen (dem „Woraufhin“). Die Botschaft Jesu musste an deren Denkhorizont anchlussfähig sein.

– Nur unter Beachtung sowohl der ursprünglichen Umstürzerfahrung der Evangelisten wie auch ihrer Prägung durch die von ihnen Angesprochenen lässt sich die Form der Weitergabe früherer Traditionen durch die Evangelisten richtig verstehen. Sie stellen keine Verzerrungen des „Ursprünglichen“ dar, wie die kritische Rückfrage nach dem „historischen Jesus“ vor-

aussetzt(e). Vielmehr beweisen sie, dass das „Damals“ der Botschaft Jesu noch immer „auf dem Sprunge“ war. Dadurch konnte sich die Kirche so schnell in der pluralen Welt des Römischen Imperiums verbreiten und doch zugleich unangemessenen Verkündigungen gerade in dieser frühen Zeit entgegentreten, (a) dem Versuch, aus der Vielfalt der Evangelien ein einziges Evangelium herzustellen (z. B. die Evangelienharmonie des Tatian), (b) der volkstümlichen Verbreitung des Lebens Jesu (und seiner Apostel) durch Romane, in denen es von Wundern wimmelte, und (c) der Reduktion der Jesustradition auf ihren reinen, nur von auserwählten Gläubigen erkennbaren Gehalt, der nicht öffentlich überliefert wurde (Gnosis).

Hilfe für die Gemeindepastoral

Am Ende meines Buches (S. 164–171) habe ich an einem Beispiel zu zeigen versucht, wie die Konzentration auf die Aussageabsicht des Evangelisten von Nutzen auch für die heutige Verkündigung sein kann. Lukas rückt in seiner Darstellung der „Speisung der 5000“ den Text, der ihm bei Markus vorlag, in eine neue Perspektive (Lk 9,10–17/Mk 6,32–44). Markus hatte eine judenchristlich geprägte Wundergeschichte übernommen, in der es darum ging, dass Jesus die in Israel gewirkten Wundertaten überbot (vgl. 1 Kön 17,8–16; 2 Kön 4,42–44). Um die Größe des Wunders hervorzuheben, wird dort die Zahl „5000“ erst am Schluss des Berichts genannt. Lukas erwähnt diese Zahl nur nebenbei. Die Jesus folgende Schar heißt er ausdrücklich willkommen. Von dem Einwand, den die Jünger auf seine Anweisung: „Gebt *ih*r ihnen zu essen!“ hin machen, nimmt Jesus keine Notiz. Er sagt nicht einfach, die Leute sollten sich lagern, sondern: „Lasst sie sich *zum Essen niederlegen*“. Dieser Ausdruck bezeichnet sonst die Art und Weise, wie man bei Mühlern der Oberschicht im antiken Griechenland und im Römischen Reich zu Tische lag.

Es geht bei Lukas nicht mehr um ein ungeheures Mirakel, das der Messias wirkt. Das Staunen wird nun auf die Jünger gelenkt: Wenn wir, um den Hunger der Vielen zu stillen, unsere „eiserne Ration“ anzapfen, ist das kein Tropfen auf den heißen Stein. Es beginnt damit vielmehr eine Bewegung, die um sich greift – und wir selbst erfahren etwas von einer Speise, die mehr wert ist als ein gefüllter Magen. Von hierher ist die lukanische Bezeichnung „Brotrechen“ für die Eucharistiefeier zu verstehen. Die Emmausjünger erkennen Jesu Gegenwart über den Tod hinaus daran, wie er das Brot bricht. In der Urgemeinde gehört zur Eucharistiefeier, dass alle alles gemeinsam hatten. – Schon bei Paulus findet sich ein ähnliches Verständnis der Eucharistie. Wandlung heißt hier, so könnte man sagen: Der für alle Menschen offene Leib Christi fegt das Brot vom Tisch, das wir nicht zu teilen bereit sind. Nur von diesen beiden Autoren erfahren wir im Neuen Testament etwas über die Eucharistiefeier. Bei der Suche nach einem neuen Zugang zur Liturgie würde es sich empfehlen, diese Zeugen ernst zu nehmen.

Fragen können an hansjuergen.verweyen@freenet.de gerichtet werden.

Anmerkungen:

- ¹ Hansjürgen Verweyen, *Mensch sein neu buchstabieren. Vom Nutzen der philosophischen und historischen Kritik für den Glauben*. Regensburg 2016, 176 Seiten.

Rohrkrepierer Predigt?

Warum die Verkündigung mehr als nur ein Sprachproblem hat

Manchmal schaffen es selbst noch Bücher mit einem „Kirchenthema“, ordentlich Staub aufzuwirbeln. Manchmal führt erst ein Blick von außen zu Einsichten, die wie ein Befreiungsschlag wirken können. Manchmal brauchen wir so einen Ruck mit deftigen Worten, um ein tiefes Unbehagen an uns selbst offen einzugestehen. Eric Flüggés Buch „Jargon der Betroffenheit“ muss über derartige Qualitäten verfügen¹. Denn seit seinem Erscheinen beschert es seinem Verfasser eine Einladung nach der anderen, nicht zuletzt von den hier so viel Gescholtenen, den Predigern vor dem Herrn. Dabei enthält sein Buch kaum etwas, was nicht schon seit vielen Jahren immer mal wieder diskutiert wurde. Flügge scheint aber einen Nerv zu treffen. Fester als gewöhnlich und dabei mit großer Empathie rührt er in den Wunden kirchlicher Verkündigung.

Doch stimmt Eric Flüggés Kernthese überhaupt: Liegt es tatsächlich zuallererst an der Sprache, wenn die Kirche nach weit verbreiteter Ansicht an den Menschen vorbeiredet? Zumindest der Untertitel seines Buches stellt eine drastische Diagnose: „Wie die Kirche an ihrer Sprache verreckt“. Schon beim ersten Lesen stutzte ich. Wird das Pferd da nicht verkehrt herum aufgezäumt? Ich musste an die Anfänge meines Studiums zurückdenken, die durchzogen waren von einem viel zitierten Diktum des Philosophen Martin Heidegger: „Die Sprache ist das Haus des Seins. In ihrer Behausung wohnt der Mensch. Die Denkenden und Dichtenden sind die Wächter dieser Behausung“². Wir nutzen demnach

die Sprache nicht bloß als Mittel zur Information und Verständigung. Vielmehr ist sie unsere ureigene Lebensäußerung. In ihr drückt sich Gelebtes, aber eben auch Ungelebtes, aus. Der folgende Beitrag ist daher von der Überzeugung geleitet, dass die Sprachbarrieren der Verkündigung eine viel grundlegendere Krise offenbaren. Nicht um die Besprechung eines Buches mit seinen z. T. sehr scharfen Beobachtungen soll es gehen, sondern um ein Nachdenken über die von ihm markierten Probleme. Beginnen wir mit den „Sprachbarrieren“.

„Warum versteht ihr meine Sprache nicht?“ (Joh 8,43)

Als „Jargon der Betroffenheit“ bezeichnet Eric Flügge die Sprache, die er in der Regel von Predigern zu hören bekommt. Wer einen „Jargon“ pflegt, der fördert Abschottung durch Sprache, oder nimmt sie zumindest billigend in Kauf. Kein Kündler des Evangeliums kann das ernsthaft wollen. Wir verfallen eher unfreiwillig und oft unbewusst in eine Sondersprache. Schwerlich kann zur Abhilfe der theologische Hintergrund einfach weggeblendet werden. Denn jede Rede, die eine Predigt sein will, hat ihn nun einmal ins Spiel zu bringen. Natürlich muss sie dabei sprachlich und gedanklich den Anschluss finden an das Leben der Zuhörer. Doch schon bei der Übersetzung zahlreicher Grundvokabeln des christlichen Glaubens in die Alltagserfahrung der Menschen von heute dürfte uns schmerzlich bewusst werden, dass wir uns als Kirche im Exodus aus der Mitte der Gesellschaft befinden. Die Reibungsflächen zwischen der Welt des christlichen Glaubens und der säkularen Lebenswirklichkeit werden weiter zunehmen³. Hellhörig sollten wir daher bleiben für den Wandel der Sprache, der sich in unserer Umbruchssituation wohl so massiv vollzieht wie schon lange nicht mehr. Wo der Brückenschlag nicht recht gelingen will, sollte die Predigt dem nicht kleinlaut ausweichen, sondern es im Gegenteil zum kritischen Thema machen. Gerade wenn

eine Predigt klar und verständlich ihre Sache vertritt, wird sie nicht umhin können, auch zum Widerspruch zu reizen.

Schließlich hat die Verkündigung des Evangeliums von Anfang an mit Sprachbarrieren zu kämpfen, die rein rhetorisch oder durch Aufklärung nicht zu überwinden sind. Worte können selbst an denen abprallen, die sich selbst für tief religiös und der Überlieferung treu halten. Im dramatischen Dialog mit der verhärteten Front seiner innerjüdischen Gegner unternimmt der johanneische Christus unentwegt neue Anläufe, um diese befremdliche Erfahrung aufzuarbeiten (Joh 8,31-59). Er wirft seinen Gegnern vor, dass sein Wort in ihnen „keinen Raum hat“ (V 37)⁴. Und auch heute sind die Spielräume der Verkündigung enger geworden, gibt es auch prinzipielle Verschlussheit. Warum sollten nicht auch wir damit rechnen, auf eine „sowohl noetische als auch existentielle Unfähigkeit“ zu stoßen (vgl. V 43)⁵? Christliche Verkündigung ist stets vor eine fast unmögliche Aufgabe gestellt. Sie hat nicht von allem Möglichen zu reden. Sie muss im Kern von allem auf niemand anderen zu sprechen kommen als den ewigen und absolut unbegreiflichen Gott; und zwar so, dass er uns im ganz konkreten, menschlichen, unserer Gegenwart zugewandten Gesicht Jesu Christi begegnen und berühren kann. Darauf käme es an. „So sehr wir uns zu Recht um Verständlichkeit, Übersetzung der ‚Sache‘ des Evangeliums in heutige Sprache bemühen, letztlich ist es Christus selbst, der durch unser Stammeln Verstehen stiften muss, damit das Wunder des Glaubens geschieht“⁶. Lassen wir ihn auch genügend durch uns zur Sprache kommen? Wenden wir uns daher im folgenden dem „*Echo der Botschaft*“ im Prediger zu.

Angeleitet „in aller Wahrheit“ (Joh 16,13)

Wie lange darf denn eine Predigt in der regulären Sonntagsmesse dauern? Danach

wird in Predigtkursen häufiger gefragt. Lapidar könnte man in Anlehnung an Kohelet antworten: Alles hat seine eigene Zeit, auch jede Predigt! Sie spricht in eine bestimmte Situation hinein und empfängt ihr Zeitmaß von dem, was hier und jetzt gesagt werden muss. Papst Franziskus hat dazu freilich in seiner Enzyklika „*Evangelii gaudium*“ klare Worte gefunden: Die Homilie muss „kurz sein und vermeiden, wie ein Vortrag oder eine Vorlesung zu erscheinen“⁷. Christen aus anderen Kontinenten bemerken halb anerkennend und nicht minder irritiert, wie „intellektuell“ in Deutschland oft gepredigt wird. Sie bekommen nicht selten einen akademischen Tonfall zu hören, der zwar Eindruck macht, aber auch in der Luft hängen bleibt. Ein klarer Zielsatz für die Predigt bringt die Gedanken erst auf eine Linie, die auch nachvollzogen werden kann. Ohne solch einen Satz fehlt der Predigt das Wesentliche, um als Überzeugungsrede etwas bewirken zu können. Lange, nichtssagende Phrasen in Kettensätzen hingegen strapazieren nicht nur die Geduld der Zuhörer. Sie entlassen die Gemeinde zudem ohne jede Orientierung in den Alltag.

Das Problem hat seine technische Außenseite, der mit der einen oder anderen Stilübungen sicherlich gut beizukommen ist. Denn nicht jeder bringt ein natürliches Redetalent mit in den Predigtdienst. Das theologische Studium hat eine intensive Schreibkultur befördert. Daher gehört die Einübung in einen anschaulichen, aktiven Verbalstil zu den festen Bestandteilen in der pastoralpraktischen Ausbildung angehender Prediger. Auch das Lesen zeitgenössischer wie klassischer Literatur hat schon so manchem helfen können, die Bandbreite seiner Ausdrucksmöglichkeiten zu erweitern, treffsicherer zu formulieren. Doch muss er dazu natürlich wissen, ob und was er zu sagen hat.

Papst Franziskus ordnet die Predigt ein in das liturgische Geschehen und versteht sie als Dienst am Gespräch Gottes mit seinem Volk: „Die Homilie nimmt den Dialog auf, der zwischen dem Herrn und seinem Volk

bereits eröffnet wurde. Wer predigt, muss das Herz seiner Gemeinde kennen, um zu suchen, wo die Sehnsucht nach Gott lebendig und brennend ist und auch wo dieser ursprünglich liebevolle Dialog erstickt worden ist oder keine Frucht bringen konnte" (EG 137). Daraus ergibt sich für den Prediger eine doppelte Aufgabe: Er wird Gott in dem Maß ins Gespräch kommen lassen mit seinem Volk, wie er sich nicht nur als Mittler des Wortes, sondern zuerst selbst als seinen Adressaten annimmt. So kann die „Synthese“ zwischen dem nach uns suchenden Gott und unserer Sehnsucht gelingen (vgl. EG 143).

Es geht in der Verkündigung um die Wahrheit, die sich nicht in Doktrinen erschöpft, sondern den Prediger in seiner ganzen Existenz radikal in Anspruch nimmt. Wenn er seinen Auftrag ernst nimmt, dann muss ihn das auch immer in große Verlegenheit bringen. Denn er muss von Größerem reden, als sein Sprechen und Denken fassen können. Er bleibt auf eine Hilfe angewiesen, über die er nicht verfügen kann. Sie ist aber auch dem Prediger mit Joh 16,12f versprochen. „Ohne den Geist gibt es immer nur eine Ansammlung von ‚vielm‘, das man nicht ertragen kann, womit man nicht zu Rande kommt: Dagegen ist es der Geist, der in ‚die ganze Wahrheit hineinführt‘“⁸. Sich dieser Wahrheit stellen, heißt die dynamische Spannung einer lebendigen Beziehung auszuhalten; die Beziehung zur Wahrheit in Person, zu Jesus Christus⁹. Floskelhaftes Sprechen schleicht sich ein als Ausweichmanöver vor diesem mich fordernden und niemals abschließbaren Prozess. Wie gut, dass die Predigt dabei nicht für sich alleine stehen muss!

Verstehen, was man liest – verkündigen, was man verstanden hat (Apg 8,30f)

Jede Krise hat auch ihre Kehrseite: In den vergangenen Jahrzehnten hat die Predigt

im katholischen Gottesdienst eher an Gewicht gewonnen. Dementsprechend haben sich die Erwartungen der Zuhörer an sie erhöht, wird sie nicht selten zu dem Gradmesser für das Gelingen des ganzen Gottesdienstes erhoben¹⁰. Diese Überfrachtung, dieser latente Druck tut nicht immer gut. Manchen Prediger etwa verleitet es dazu, seine Verkündigung bis zum Anschlag mit Emotionen und Bedeutungsschwere aufzuladen. Eine derart künstlich erzeugte Betroffenheit aber neigt entweder zur Manipulation der Gemeinde, die der Prediger bloß für sich einnehmen will. Oder sie gibt einer infantilen Tendenz nach, die das Gruppenerlebnis als rein emotionales Ventil konsumieren möchte. Leicht kommt so das nötige Gespür dafür abhanden, dass Persönliches und Intimes einen Schutzraum brauchen. Die Erfahrung des Heiligen erstickt an aufgeblähter Banalität.

Dabei war dem letzten Konzil besonders daran gelegen, die Predigt wieder als genuinen „Teil der liturgischen Handlung“ zu würdigen (SC 35,2). Liturgie als die uns von Gott eingeräumte Möglichkeit übersteigt alles Erdachte und Gemachte, tritt heraus aus dem engen Regelkreis des bloß Nützlichen¹¹. Die objektive Zeichensprache der Rituale gewährt die Freiheit, sich mit seiner ganzen Subjektivität darin zu bergen. Ihre Verlässlichkeit entlastet uns von dem Druck, es hinge alles von unseren persönlichen Kompetenzen ab. Sakramente waren immer Platzhalter und Lebensformen einer symbolischen Wirklichkeit, die sich in der Liturgie entfalten darf, die eine Alternative zu den unhinterfragten Zwängen des Alltags aufscheinen lässt, die Ängste löst und zu einer neuen Lebensart befreit¹². Diese Entlastung darf sich auch der Prediger gefallen lassen, wenn er es immer wieder wagt, das Wenige zu verkünden, was er vom Evangelium verstanden hat. Gepflegte Liturgie und aufmerksame Predigt tragen sich gegenseitig.

Nicht ohne Gleichnisse! (Mk 4,34)

Voller Bilder ist die religiöse Sprache, nicht nur in der Heiligen Schrift. Manche ihrer Bilder sind so der antiken Kultur verhaftet, dass ihre Übertragung in unsere Verhältnisse aussichtslos erscheinen mag. Soll man nicht besser gleich exakt auf den Punkt kommen? Denn die modernen Kommunikationskanäle verändern unsere Sprache nachhaltig, und auch die Konventionen unseres Miteinanders. Unserer Bereitschaft zum geduldigen Zuhören verleiht das nicht gerade Flügel. Eine rein technische, durchorganisierte Welt lässt neben der Flut von Icons und Selfies nur noch wenig Platz für echte Symbole. Sie aber sind es, die in sich einen Überschuss enthalten, der Sinn zu stiften vermag. Wir mögen dafür weniger empfänglich sein als unsere Vorfahren. Es gibt aber keinen Gedanken ohne Anschauung, unser Gedächtnis ist von verinnerlichten Bildern geleitet. Nicht umsonst sind Träume und Visionen in der Bibel das Einfallstor für die Eingebungen des Gottesgeistes. Denn in ihnen wird nicht einfach die Tatsachenwelt reproduziert. Sie bringen Sinnbilder hervor mit einem Mehrwert, der bisher verborgene Wege und Auswege aufdeckt, bisher ungeahnte Potentiale freisetzt. Der Symbolkosmos des Glaubens muss also auch heute Menschen nicht prinzipiell verschlossen bleiben.

Ohne Bilder geht es einfach nicht! Das älteste der überlieferten Evangelien enthält nur eine große Rede Jesu, die Markus als Gegenstück zu den zuvor erzählten Wundern entwirft (Mk 4,1-34). Schon diese Konzeption stellt klar: Worte wandeln die Wirklichkeit nicht weniger als machtvolle Taten. In dieser Rede nun erzählt Jesus den Menschen ein Gleichnis nach dem anderen, sprechende Bilder für das Kommen der Gottesherrschaft. Von keinem anderen Rabbi sind so viele Gleichnisse überliefert wie von Jesus. Nichts ist so typisch für die Art der Verkündigung Jesu wie sie. Denn mit den Gleichnissen will er seine Botschaft nicht bloß illustrieren, die βασιλεία

kommt mit ihnen vor den Augen und Ohren der Zuhörer in Gang. Jesus öffnet so den Alltag der Menschen für den nahen Gott. Die Strahlkraft seiner Bilder hat über die Jahrhunderte kaum nachgelassen, wie ihre Wirkungsgeschichte zeigt. Denn sie beziehen sich auf elementare Erfahrungen und Bedürfnisse des Menschen. Ihren sozialen und kulturellen Hintergrund zur Zeit Jesu auszuleuchten, erschließt in der Regel mehr als die krampfhafteste Suche nach aktuellen Übertragungen. Überzeugen können die Gleichnisse Jesu durch ihre Lebensnähe. Wenn sich die biblischen Bilder aber verselbständigen und eine allegorische Eigendynamik im Prediger entwickeln, verweisen sie nicht mehr auf die Nähe Gottes, sondern stehen für eine verstiegenen, am Ende bloß konstruierte Welt. Wieso aber sollte eine solche Bedeutung für die Zuhörer haben?

Verkündige, sei zur Stelle, ob gelegen oder ungelegen (2 Tim 4,2)

„Predigten brauchen Relevanz!“ überschreibt Eric Flügge einen Abschnitt seines Buches¹³. An sich müsste diese Binsenweisheit nicht eigens zu Papier gebracht werden. Doch ist hier nun endlich der Nerv getroffen. Die Verkündigung hat nicht allein ein Sprachproblem. Das ließe sich vielleicht mit einer rhetorischen Nachschulung des Predigtpersonals in absehbarer Zeit in den Griff kriegen. Im Sprachproblem meldet sich eine viel tiefer sitzende Krise zu Wort. Denn was lässt unsere Verkündigung relevant werden? Die Empfehlungen, die dem Strategieberater Eric Flügge in den Sinn kommen, wirken ein wenig rat-und hilflos. Denn sie weichen dem Kern des Problems aus. Natürlich ist relevant, was die Adressaten der Predigt hier und jetzt besonders bewegt. Doch zugleich ist die Unterscheidung der Geister vonnöten, damit die Themen des Tages nicht mit den Zeichen der Zeit verwechselt werden. Wer sich vom aktuellen Augenblick gefangen nehmen lässt, gibt über kurz oder lang den Horizont der christlichen Hoffnung preis.

Was uns wirklich zu schaffen macht, was wir zu oft mit aufwendigem Aktionismus überspielen und nicht immer wahrhaben wollen, ist der fortschreitende Relevanzverlust des christlichen Glaubens für weite Bereiche unseres öffentlichen und privaten Lebens. Eine andere Religion hat sich an die erste Stelle gesetzt¹⁴. Die Sakralisierung des Geldes, sein Totalanspruch auf uns, reicht auch in das Innenleben der Kirche hinein. Denn ihre Strategien zur Bewältigung der gegenwärtigen Krisenphänomene folgen nicht selten der Logik von Großkonzernen. Da wird von einem „Wachstumsmarkt für Religion“ in unserem Land geschwärmt, der ungeahnte Chancen für ein kirchliches Angebot im Segment gehobener Qualität eröffnen soll. Auch die Verkündigung hat sich dann den strategischen Interessen der Institutionsabsicherung unterzuordnen: die Mitglieder stärker zu binden, vor allem anderen Attraktivität auszustrahlen, so niederschwellig wie möglich zu sein. Gottes Wort und die Sakramente laufen so Gefahr, nicht mehr Quelle für das Leben der Kirche, sondern ein frei verfügbares Instrument in ihrer Hand zu werden¹⁵. Wundert uns vor diesem Hintergrund, dass die Sakramente für viele Getaufte allein der esoterischen Binnenwelt des Kultpersonals zugehören?

Auftrag und Vermächtnis des Paulus an seinen Schüler Timotheus nach 2 Tim 4,1-5 setzen da einen heilsamen Gegenakzent. Nicht nur rückt der Apostel betont die Verkündigung des Evangeliums an die erste Stelle seiner Ermahnungen. Es kann und darf auch nicht von günstigen Gelegenheiten abhängen, ob sich Timotheus mit Gottes Wort in das Leben der Menschen mischen wird. Mit oder ohne den Rückenwind eines $\kappa\alpha\iota\omicron\varsigma$ soll er davon reden. „Die Wichtigkeit der Verkündigung ist so überragend, daß kein Hindernis und keine Schwierigkeit davon dispensiert“¹⁶. Leisetreteri wäre dabei völlig fehl am Platz. Deswegen verdeutlicht der Verfasser den Auftrag noch durch die Aufforderung: „Sei zur Stelle!“¹⁷ Ein Zweifaches ist damit gemeint: Der Prediger soll nah dran sein am

Lebensgefühl seiner Zeitgenossen, an seinen Stärken und Schwächen, an Fragen und Problemen, auch an seinen wunden Punkten und blinden Flecken. Er soll eben dort zur Stelle sein, wo der Schuh drückt. Aber er soll dann auch zu dem stehen, womit er als Prediger zu dienen hat: mit der Botschaft des Evangeliums; mit dem Wort also, das bewirkt, was es ansagt.

Ein Wehe ist mir, wenn ich nicht das Evangelium verkündige (1 Kor 9,16)

Vom heutigen Prediger wird eine Menge erwartet. Er befindet sich in einem institutionellen Zwiespalt. Einerseits soll er die Botschaft des Evangeliums prophetisch zur Geltung bringen. Andererseits ist er als Amtsträger eingespannt in ein System komplexer Ansprüche, die er alle bedienen soll. Er spricht sie aus der relativ gesicherten Existenz eines kirchlichen Beamten heraus. Doch soll er eine Botschaft verkündigen, die in dieser Welt keinen Stein auf dem anderen lassen wird (vgl. Lk 21,6). Die biblischen Propheten wurden herausgerufen aus einer Existenz in geordneten und gesicherten Bahnen. Sie fühlten sich mit einer Wucht und Evidenz unmittelbar von Gott in Anspruch genommen, der sie sich nicht entziehen konnten. Ihre Autorität stützte sich einzig auf einen göttlichen Ruf. Der Konflikt mit den religiösen und politischen Instanzen konnte nicht ausbleiben. Prophetie hat die unbequeme Aufgabe, uns die Andersartigkeit Gottes als Mahnung und Verheißung entgegen zu halten. Der Prophet riskiert nicht nur den Widerspruch, er riskiert radikal sich selbst¹⁸. Einer rundum versorgten und gebundenen Kirche wird sie vielleicht erst noch von außen zuwachsen müssen.

Ohne solche innere Freiheit jedenfalls findet keine Predigt zu ihrer eigentlichen Sache. Der Völkerapostel zieht daraus für seinen prophetischen Weg ungewöhnliche Konsequenzen. Gegenüber seinen Korin-

thern besteht Paulus darauf, auf sein gutes Recht zu verzichten. Für den Dienst der Verkündigung will er von ihnen ausdrücklich nicht bezahlt werden, selbst wenn ein Wort des Herrn ihm allen Grund dazu geben würde (vgl. 1 Kor 9,3-18). Lieber bestreitet er seinen Lebensunterhalt selbst. Verschiedene Gründe mögen für Paulus eine Rolle gespielt haben. Bei den Philippinern kann er sogar eine Ausnahme von dieser Regel machen (Phil 4,15). In jedem Fall will er nichts zulassen, was sich vor die Erfüllung seines missionarischen Auftrags schieben könnte, keine falschen Abhängigkeiten und lähmenden Rücksichtnahmen. Der Auftrag ist das Maß aller Dinge für den Apostel. Denn er „ist nicht etwas, was zu seiner christlichen Existenz noch hinzukommt, sondern konkretisiert diese. Insofern hat er nur die Wahl, die über sein Heil oder Unheil entscheidet. Entweder er verkündet das Evangelium oder er verliert seine christliche Identität“¹⁹. Zur Kunst des Predigens gehört ein solides Handwerkszeug, ihr eigentliches Fundament aber bildet die existentielle Beanspruchung durch einen göttlichen Ruf.

Der Auftrag zur Verkündigung, der bei der Diakonenweihe mitgegeben wird, überdehnt die Ansprüche keineswegs ins Uferlose, sondern setzt ein zutiefst menschliches Maß: „Empfange das Evangelium Christi: Zu seiner Verkündigung bist du bestellt. Was du liest, ergreife im Glauben; was du glaubst, das verkünde, und was du verkündest, erfülle im Leben.“ Relevant werden muss das Evangelium zuallererst im Glauben und Leben des Predigers. Wenn er für das einsteht, was ihm aufgegangen und für ihn unbedingt bedeutsam geworden ist, hat er seinen Auftrag erfüllt. Dann darf und soll er auch aufzeigen, wo ihn das Evangelium an die eigenen Grenzen führt. – Papst Franziskus hält in der Regel sehr traditionelle Predigten, die gleichwohl weltweit unzähligen Menschen zu Herzen gehen. Vielleicht berührt er sie aus einem ganz einfachen Grund. Offenbar hat er den Rat beherzigt, der dem großen antiken Re-

detalet Aurelius Augustinus zugeschrieben wird: „In dir muss brennen, was du in anderen entzünden willst“.

Anmerkungen:

- ¹ Eric FLÜGGE, *Der Jargon der Betroffenheit. Wie die Kirche an ihrer Sprache verreckt*, München 2016. – Einen knappen Überblick über den Inhalt vermittelt die Besprechung von Alexander PETERS in: Pbl 68/9 (2016), 287.
- ² Martin HEIDEGGER, *Brief über den Humanismus*. Frankfurt a. M. 1947, 5.
- ³ Von der „Wiederkehr der Religion“ aufgrund der Migration aus dem Nahen und Mittleren Osten sowie aus Afrika zu sprechen, halte ich zumindest für verfrüht. Die Entwicklung könnte genauso gut einen „laizistischen Schub“ bewirken.
- ⁴ Vgl. zu dieser Übersetzung von $\chi\omega\rho\epsilon\acute{\iota}\nu$: Rudolf SCHNACKENBURG, *Das Johannesevangelium. Kommentar zu Kap. 5-12 (HThK NT IV/2)*. Freiburg i. Br. ⁴1985, 282 mit Anm. 2.
- ⁵ So differenziert es Jean ZUMSTEIN, *Das Johannesevangelium (KEK 2)*. Göttingen 2016, 343.
- ⁶ Michael THEOBALD, *Das Evangelium nach Johannes. Kapitel 1-12 (RNT)*. Regensburg 2009, 610.
- ⁷ Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.), *Apostolisches Schreiben Evangelii Gaudium des Heiligen Vaters Papst Franziskus (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 194)*. Bonn 2013, Nr. 135-159; hier 138.
- ⁸ Josef BLANK, *Das Evangelium nach Johannes (Geistliche Schriftlesung 4/2)*. Düsseldorf ³1990, 184.
- ⁹ Vgl. zum johanneischen Wahrheitsbegriff die Skizze von Axel HAMMES, *Von der Wahrheit, die frei macht*, in: Pbl 64 (2012), 39-44.
- ¹⁰ Erhellend sind die Verhältnisbestimmung und der interkonfessionelle Vergleich von: Alexander DEEG/Erich GARHAMMER/Benedikt KRANEMANN/Michael MEYER-BLANCK, *Gottesdienst und Predigt – Evangelisch und katholisch (EKGP 1)*. Göttingen 2014.
- ¹¹ Diese Verengungen kritisiert mit Nachdruck Joseph RATZINGER, *Der Geist der Liturgie. Eine Einführung*. Freiburg i. Br. 2000, 18 passim.
- ¹² Was für eine integrative und Ordnung stiftende Kraft traditionellen Ritualen innewohnt, vermittelt mit Beobachtungen aus der Ethnologie eindrucksvoll: Louis-Marie CHAUVET, *Symbol und Sakrament. Eine sakramentale Relecture der christlichen Existenz (Theologie der Liturgie 8)*. Regensburg 2015, 143-148.

- ¹³ Eric FLÜGGE, Jargon a.a.O. [Anm. 1] 69-71.
- ¹⁴ Vgl. dazu Thomas RUSTER, Der verwechselbare Gott. Theologie nach der Entflechtung von Christentum und Religion (QD 181), Freiburg i. Br. 2000, bes. 166-187 [„Gottesdienst und Götzendienst“].
- ¹⁵ Weiterreichende Ansätze hierzu wie zum folgenden Abschnitt liefert der Beitrag des Pastoralsoziologen Arnd BÜNKER: <http://www.feinschwarz.net/jargon-der-betroffenheit-zum-hype-um-das-buch-von-erik-fluegge> .
- ¹⁶ Norbert BROX, Die Pastoralbriefe (RNT), Regensburg 51989, 263.
- ¹⁷ So die treffende Übersetzung von ἐπίστηθι in: Eleonore BECK/Gabriele MILLER/Eugen SITARZ (Hg.), Das Neue Testament. Übersetzt von Friedolin Stier. München – Düsseldorf 1989, 462.
- ¹⁸ Vgl. dazu Hans Walter WOLFF, Prophet und Institution im Alten Testament, in: Trutz Rendtorff (Hg.), Charisma und Institution. Gütersloh 1985, 87-101.
- ¹⁹ Helmut MERKLEIN, Der erste Brief an die Korinther. Kapitel 5,1-11,1 (ÖTK 7/2). Gütersloh – Würzburg 2000, 226. Er sieht darin eine Analogie zur Bedeutung de Thora nach Dtn 30,15-20.

Dietmar Jordan

Ohnmacht - Gnadenkraft

Im Rückblick auf 16 Jahre in der Gefängnis-seelsorge

„Da tust Du Dir aber was an!“ „Kannst Du nicht was Anderes machen, bei Deinen Begabungen?!“ Ich habe sie noch im Ohr: die skeptischen Reaktionen wohlmeinender Freunde und Kollegen auf meine Mitteilung, ich werde zum ersten Advent 1999 in die Gefängnisseelsorge gehen. Wenn ich heute auf über 16 Knast-Jahre zurückblicke, kann ich sagen: Die Erfahrungen, die ich hier gemacht habe, gehören trotz mancher Enttäuschung wahrscheinlich zum Besten, was mir auf meinem beruflichen Weg begegnet ist.

Ich hätte es mir als Pastoralreferent in einer weitgehend verbürgerlichten Kirche nicht träumen lassen: die vielen ausgesprochen dichten und unmittelbaren Begegnungen mit Menschen, deren Lebensart mir bisher eher fremd gewesen war; die Irrungen und Wirrungen von Männern, die aus welchen Gründen auch immer irgendwann in den Sog der Kriminalität geraten sind; die Abgründe, die Ausweglosigkeiten, die Schuld und die Scham, aber auch die Hoffnungen und Träume, die sie mir offenbart und anvertraut haben; das Leben hinter Mauern und Gittern, das wir hier zumindest ein Stück weit geteilt und gestaltet haben und das keineswegs immer schwer war und öde, sondern nicht selten von einer bemerkenswerten Spritzigkeit und Originalität.

Ja, ich habe viel empfangen in diesen Jahren und ich habe allen Grund dankbar zu sein: für Offenheit und Vertrauen, für Wohlwollen und Zuneigung, für Gradlinigkeit und Verlässlichkeit und für die Bereit-

schaft, mich teilhaben und Anteil nehmen zu lassen am Lebensweg vieler inhaftierter und mancher hier Dienst tuender Menschen; für die Gaben und Talente, für Fragen und Herausforderungen, für originelle und manchmal sperrige Charaktere und Geschichten, die Sie eingebracht haben in das Gesicht der Seelsorge und des kirchlichen Lebens hier im Knast.

Der Knast ist kein Mädchen-Pensionat. Er fordert, er prägt und er schleift. Und man muss gut aufpassen: auf sich, auf seine Gesundheit und seine Seele. Wer hier arbeitet (und erst recht die, die hier leben) bekommt viel ab. Er sieht und erfährt, er erträgt und erleidet so manches, was Außenstehende sich kaum vorstellen können ...

Als Seelsorger sehe und höre ich Vieles. Zu vielem muss und darf und soll ich schweigen. Das gehört ganz wesentlich zu meinem Dienst. Das macht mich oft zum *ohnmächtigen* Begleiter, der nichts Anderes kann als zuhören und aushalten, ausharren, standhalten und dabeibleiben: da, wo andere eher davonlaufen.

Mit solcher *Ohnmacht* konstruktiv umzugehen, menschlich, geistlich und pastoralpraktisch, das scheint mir eine der großen professionellen Herausforderungen im Dienst eines Gefängnisseelsorgers zu sein. Es hat schon seinen Grund, wenn Paulus in seinem Brief an die Korinther bezeugt, dass ihm, der auf Christus baut, gerade in seiner Schwachheit Stärke widerfährt (2 Kor 12,9f).

Nahezu täglich begegnen mir Verzweiflung und Hoffnung, Aufbruch und Resignation. Ich sehe Drogen und Gewalt. Ich erlebe eine ganz eigene Lebenskultur und übelste subkulturelle Machenschaften. Ich erlebe Anstand und Menschlichkeit. Ich sehe Einsatz und Engagement, aber auch Gleichgültigkeit und Verachtung. Und ich erlebe Falschheit und Illusionen, Lüge und Versagen... All das nicht nur bei Gefangenen, auch und nicht selten in der Institution, bei Bediensteten und bei denen, die das

Sagen haben, die es wissen müssen und die Verantwortung tragen.

Im Konzert der Bediensteten gehören wir Seelsorger dazu und haben doch eine besondere Stellung. Die mutet mir ein Maß an Freiheit und Unabhängigkeit zu, mit dem ich verantwortlich umgehen muss. *Ich* bin dabei oft *zwischen* allen Stühlen gelandet. Gelernt habe ich dabei, dass dieser mir zugemutete Platz nicht mit Neutralität zu verwechseln ist. Es ist ein Platz, der stets neu angemessenes Handeln fordert: engagiert, klar und parteilich, da, wo es angesagt ist, vermittelnd und ausgleichend da, wo es nötig und möglich ist.

„Da sind Sie also eine Art christlicher Sozialarbeiter. Mit Theologie, mit Verkündigung und wirklicher Seelsorge hat das doch wenig zu tun!“

Auch so eine Einschätzung, die ich im Laufe der Jahre (v.a. von außenstehenden Christenmenschen) immer wieder zu hören bekam. Gerade das habe ich ganz anders erlebt. Hier im Knast habe ich mich immer, und mehr denn jemals zuvor, als Seelsorger, als Theologe, als Anwalt und Kündler der Gottesbotschaft erlebt und verstanden. Wo, wenn nicht hier, werden so viele und so intensive seelsorgliche Gespräche geführt? Wo kommt das Leben, auch und gerade mit all den Abgründen menschlicher Freiheit, so unmittelbar und so radikal zur Sprache wie hier? An welchem anderen Ort in der Kirche wird so ehrlich Leben geteilt? Wo wird so gebetet, gebeichtet, gehofft und geklagt?

Als Seelsorger muss ich nicht ständig von Gott und vom Glauben reden. Ich muss aber sehr wohl ein Gespür haben für die großen Lebensfragen, für die Dramen und Abgründe, die Hoffnungen und Wünsche, die (oft in einem sehr alltäglichen Gewand) mit der Gottesfrage und mit einer religiösen Verwurzelung zu tun haben. Hinter einer oft harten und großmäuligen Schale ringen und hadern viele Gefangene mit sich selbst, mit Gott und mit der Welt. Wer bin ich? Was bin ich noch wert? Wo und bei wem kann ich

mich noch sehen lassen? Ja, wo bleiben wir mit dem Dreck, mit dem Dunkel und mit der Vergeblichkeit unseres Lebens? Was machen wir mit der Schuld, die wir auf uns geladen haben? Was wird mit den Widersprüchen, aus denen wir manchmal kaum noch herauskommen? – Wer hält das aus? Wer hält uns aus? Wer läuft da nicht weg? Wer steht zu uns? Wer geht mit uns? Und wer bleibt bei uns – so wie wir sind?

Das sind Fragen, die uns wirklich zu dem führen, warum es hier im Knast Seelsorge, Glaube und Kirche gibt. – Nicht als ob durch den Glauben alle Fragen beantwortet werden! Das wäre echt vermessen. Aber: Sie haben einen Ort. Und sie haben ein Recht, eine Würde und eine Form. – Hier werden sie ernst genommen. Hier dürfen sie gestellt werden – diese Fragen. Und hier gibt es wenigstens eine Ahnung, wie wir mit diesen Fragen und Nöten leben und umgehen können und dürfen.

Vor Gott hat und behält jeder und jede Namen und Ansehen! Bei Gott kann ich mich sehen lassen – und zwar mit *allem*, was zu mir gehört, nicht nur mit den Schokoladenseiten. Vor ihm oder ihr sind wir *mehr* als die Summe unserer Taten, *mehr* als eine Buchnummer und *mehr* als eine Akte! „Du bist mein geliebter Sohn!“ – „Kehr um und glaub an das Evangelium!“ Diese Zusagen (und zwar in der gehörten Reihenfolge!) prägen christliche Lebensart!

Diese religiöse Erfahrung ist übrigens eine Wurzel dessen, was in unserem Grundgesetz als unantastbare Menschenwürde (auch des Straftäters!) verbürgt ist. Für eine solche Sicht des Menschen einzutreten und mit dafür zu sorgen, dass sie auch im Vollzugsalldag zum Zuge kommt, ist eine wahrhaft seelsorgliche und kirchliche Aufgabe!

Als Bekenntnis:

Ein Lied von Erhard Ufermann, ehem. Kollege in der JVA Wuppertal

*Es wird ein Leben ohne Gitter geben
Wir glauben uns in Gottes Zeit hinein.
Allein das, was wir glaubend leben,
macht uns frei.*

*Es wird ein Leben ohne Tränen geben.
Wir hoffen uns in Gottes Zeit hinein.
Allein das, was wir hoffend leben,
macht uns frei.*

*Es wird ein Leben ohne Kälte geben,
Wir lieben uns in Gottes Zeit hinein.
Allein das, was wir liebend leben,
macht uns frei.*

Dank und Willkommen

„Inkarnation“ bedeutet die ungeheure Behauptung des Glaubens, dass Gott sich auf die Leiblichkeit und damit materiell-räumlich-zeitliche Bedingtheit menschlichen Daseins eingelassen hat. An dieses Dasein muss auch Theologie eine Anknüpfung finden oder sie bleibt „abgehoben“ und bedeutungslos. Für die zwölf Konkretionen, die **Prof. Dr. Ralf Miggelbrink**, Professor für Systematische Theologie an der Uni Essen, in den Eingangsmeditationen des zu Ende gehenden Jahres unternommen hat, danke ich ihm im Namen der Leserschaft von ganzem Herzen und bin froh, ihn unter unseren regelmäßigen Autoren zu wissen.

Zugleich begrüße ich ebenso herzlich als neuen „Meditator“ für 2017 Generalvikariatsrat **Dr. Christian Hennecke**, ebenfalls bereits aus vielen Veröffentlichungen im Pbl bekannt. Er leitet die Hauptabteilung Seelsorge in seinem Bistum und wird seinen reichen pastoralen Erfahrungsschatz mit zwölf biblisch-spirituellen Eingangsimpulsen unter der Überschrift „Zumutungen der Zukunft“ einbringen.

Ralph Sauer

Unser Gottesdienst - eine „kulturelle Verhaltensanomalie“?

Einige pastoralliturgische Anmerkungen

Jeder, der heute einem Gottesdienst vorsteht, kennt die peinliche Situation, wenn bei einer Erstkommunionfeier oder bei einer Beerdigung Menschen an diesem Gottesdienst teilnehmen, denen das liturgische Geschehen völlig fremd erscheint. Sie wissen nicht, wie sie sich korrekt verhalten sollen und orientieren sich dabei an der Stammgemeinde. Ihre eigenen Erfahrungen mit dem gefeierten Gotteslob liegen schon lange zurück, so dass sie sich nicht mehr daran erinnern können. Dies gilt auch für ehemaligen Ministranten, die sich schon längst aus dem aktiven kirchlichen Leben verabschiedet haben. Auch sie fühlen sich verunsichert, weil das dort Gefeierte weit entfernt ist von ihrem normalen Leben. Beides können sie nicht mehr miteinander verbinden. Der Soziologe Franz Xaver Kaufmann hat 2000 in einem Buch mit dem Titel „Wie überlebt das Christentum?“ festgestellt: Den organisierten Kirchentümern gelingt es immer weniger die nachwachsende Generation für sich zu gewinnen. Kirchliche Angebote verlören in der Konkurrenz der Möglichkeiten um so mehr an Bedeutung, je weniger ihre Bedeutung für die Lebensführung einsichtig werde¹. So geht auch die Fähigkeit, einen Gottesdienst mitzufeiern, immer mehr Christen verloren. Davon zeugen die leerer werdenden Kirchen am Wochenende. Die junge Generation ist hier so gut wie nicht mehr vertreten, wir bewegen uns hier in jugendfreien Räumen. So droht die Gefahr, dass das Gotteslob zu einem Museum verkümmert, in dem abgelagerte Gegenstände aufbe-

wahrt und von den Besuchern wie Relikte vergangener Zeiten bestaunt werden. Aber heimisch fühlen sie sich darin nicht mehr. Der Vorsteher gerät dabei in die Rolle eines Museumswächters, der mühevoll versucht, den Besuchern den Gottesdienst zu erklären. Daraus haben einige die Konsequenz gezogen und gefordert, wieder die alte Arkandisziplin einzuführen. Diese war nur den Eingeweihten vorbehalten, alle anderen wurden abgewiesen. Aber ist das eine tragbare Lösung, wo doch die Kirche für alle da ist und sich zu allen Menschen gesandt weiß? In früheren Zeiten verstanden die einfachen Gläubigen auch nicht immer alles, was in der Kirche gefeiert wurde, zumal noch in einer für sie unverständlichen Sprache, im Kirchenlatein. Aber sie halfen sich über diese Schwierigkeit hinweg, indem sie Formen der Volksfrömmigkeit entwickelten, die heute noch in südländischen und vor allem in lateinamerikanischen Ländern höchst lebendig sind. (Der gegenwärtige Papst schätzt sie sehr hoch ein und fördert sie.) Es handelt sich dabei um einen volkstümlichen Ersatz für die anspruchsvolle offizielle Liturgie der Kirche, es ist die Liturgie der einfachen Gläubigen. Dieser Ausweg ist uns Nordländern jedoch versperrt, seitdem der Verdacht auf Magie auf ihr lastet, wie er von den Reformatoren erfolgreich erhoben worden ist. Von ihm können wir uns nicht mehr befreien. G. Aeschbacher bezeichnet die gegenwärtige Feier der Liturgie als eine „kulturelle Verhaltensanomalie“; sie sei allerdings Teil und Ausdruck der kirchlichen Gesamtsituation². Schon Anfang der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts hatte Ch. Davis darauf hingewiesen, „dass die gegenwärtige Kultur ... weltlich ist, d.h. ohne jede Abhängigkeit von der Religion und ohne jegliche Beziehung zu ihr, also autonom.“ Daher gebe es „keine moderne Form des Gottesdienstes, weil der Gottesdienst selbst in der modernen Welt überholt und der christliche Glaube ein Zustand der Abweichung von der Kultur der Gegenwart ist.“³ Welch einen Kulturschock erlebt ein Jugendlicher, der das Wochenende in einer Diskothek

verbracht hat, wo er sich so richtig austoben konnte, wenn er am Sonntag einem Gottesdienst in einer Kirche beiwohnt, der von ihm wenig Aktivitäten, sondern meistens Zuhören und Zuschauen in einer feierlichen Atmosphäre abverlangt! Beides kann er nicht miteinander in Beziehung setzen. Es sind für ihn zwei getrennte Welten.

Niederschwellige Gottesdienstangebote

Vielleicht benötigen wir in dieser Situation der schwindenden Liturgiefähigkeit vieler Menschen sog. niederschwellige Gottesdienstangebote; denn immer noch ist die Eucharistiefeier in den meisten Gemeinden am Wochenende die einzige gottesdienstliche Form, sofern diese noch über einen Priester in erreichbarer Nähe verfügen. Solche niederschwellige Gottesdienstformen sind, aus der Not geboren, in den östlichen Bundesländern entwickelt worden und dort auf eine gewisse Akzeptanz gestoßen. Diese gilt zumindest für die katholische Kirche, während die evangelische Kirche in dieser Hinsicht zurückhaltender ist. Sie ist darauf bedacht, keine Konkurrenz zu ihren eigenen Gottesdienstangeboten aufkommen zu lassen, zum Beispiel zur Konfirmation. Diese Angebote gehen davon aus, dass es auch in Ostdeutschland, wo nur noch ca. 25 Prozent Christen beider Konfessionen leben, bei einigen Bewohnern eine Sehnsucht nach einem tieferen Sinn ihres Lebens und einer Beheimatung in einer Gemeinschaft vorhanden ist. Der frühere Bischof von Erfurt, Joachim Wanke, der über ein waches Gespür für die Befindlichkeit des heutigen Menschen verfügt, formuliert es so: „Diese Feiern haben sich entwickelt aus den konkreten Erfahrungen unserer Ortskirchen. Nun hat der liebe Gott viele Möglichkeiten geschaffen, Menschen an die Grundbedürfnisse ihres Lebens zu erinnern. Was junge Menschen heute hoffen, ist, dass ihr Leben gelingt, dass ihre Beziehungen gelingen, dass sie eine gute Zukunft haben. Dieses Nachdenken zu för-

dern, das ist ohne Zweifel ein Vorraum für die Verkündigung des Evangeliums ... Und das andere ist, dass man die Schwellen des Kirchenraumes überschreitet, dass man die Schwellen ein wenig niedriger macht, dass Menschen mal in den Kirchenraum hereintreten können.“

„Die Feier der Lebenswende“ und andere „präkatechumenale Gottesdienste“

Diesem Anliegen dient die „Feier der Lebenswende“, die der damalige Dompfarrer und heutige Weihbischof von Erfurt, Reinhard Hauke, 1997 entwickelt hat.⁴ Sie ist gedacht als Alternative zu der humanistisch ausgerichteten Jugendweihe, die sich auch nach der Wende immer noch einer großen Beliebtheit erfreut. Mehr als 60 Prozent aller ostdeutschen Jugendlichen nehmen an ihr teil. Die hier vorgestellte „Lebenswendefeier“ richtet sich an junge Leute, die sich nicht für die Jugendweihe entschieden haben, aber nach anderen Formen für den Übergang in einen neuen, für sie entscheidenden Lebensabschnitt Ausschau halten. Die „Feier der Lebenswende“, wie er sie benannt hat, stößt auch in anderen Städten Ostdeutschland, wie Magdeburg, Halle und Dresden, auf zunehmendes Interesse. In diesem Jahr nahmen mehr als 600 junge Hallenser an den Lebenswende-Feiern teil. Eine beträchtliche Zahl, wenn man bedenkt, wie gering die Zahl der dort lebenden Katholiken ist. (In Dresden leben 4,3 % Katholiken!) Auf evangelischer Seite hat die Landeskirche Sachsen-Anhalt als einzige 1999 eine von der Kirche veranstaltete „Jugendfeier“ als „dritten Weg“ zum ersten Mal angeboten für Jugendliche, die sich nicht für die Jugendweihe und auch nicht für die Konfirmation entschieden hatten. Dabei haben sich die Initiatoren von der katholischen Feier anregen lassen.⁵

Bei der Gestaltung der Lebenswendefeier ist der Eigenanteil der Jugendlichen im Unterschied zur Jugendweihe maßgeblich. Ein jeder von ihnen wählt aus einem An-

gebot an christlichen Gedichten und Meditationen einen Text aus und gestaltet ein Symbol seines Lebensweges mit Hilfe eines langen farbigen Seidenschals in seiner Lieblingsfarbe. Während der Feier sprechen die Jugendlichen über ihren bisherigen Lebensweg. Als Zeichen der Hoffnung auf eine neue, gute Zukunft erhalten sie eine Kerze. Die Feier schließt mit der Bitte um einen Segen für die Jugendlichen und ihre Eltern. Diese Feier ist keine missionarische Veranstaltung, sondern ein Dienst an den Bürgern. Für die Eltern dieser Jugendlichen werden die Feiern gelegentlich zum Beginn einer Lebenswende. Sie fangen an, sich intensiver mit grundsätzlichen Lebensfragen auseinanderzusetzen und sehen die Kirche mit anderen Augen, nicht so wie die sozialistische Propaganda es ihnen eingeschärft hatte.

Dieses Beispiel zeigt die Bereitschaft der Kirche, in kleinen Schritten behutsam auf nichtkirchliche, suchende Jugendliche zuzugehen. Noch andere sog. „präkatechumenale Gottesdienste“ (Bischof Wanke) werden in der Diözese Erfurt angeboten. Sie zeugen vom pastoralen Einfallsreichtum eines Bistums, das in seiner vornehmlich nichtchristlichen Umgebung versucht, sich auf Suchende einzustellen und ihnen bei ihrer Suche behilflich zu sein. Dazu zählen u. a. Segnungsgottesdienste für Verliebte am Valentinstag, ein Segnungsgottesdienst für Kranke und ihre Helfer. Besonders starken Zuspruch erfährt das monatliche Trauergedenken. Mehr als 35 % der Verstorbenen in Erfurt erhalten keine Grabstelle mit Namen und Gedenkstein. Es dauert nicht lange, dann kommen die Angehörigen und fragen nach dem Ort, wo sich der Tote befindet, obwohl sie sich für eine anonyme Beisetzung entschieden hatten. An jedem ersten Freitag eines Monats versammeln sich um 15.00 Uhr im Erfurter Dom Christen und Nichtchristen zum „Monatlichen Totengedenken.“ Die Teilnehmer werden gebeten, den Namen des Verstorbenen in ein kostbares Buch einzutragen. Es wird dann am Heiligen Grab im Dom aufbewahrt, hier können Kerzen angezün-

det werden, die ein Zeichen unserer Hoffnung sind. Der Ablauf des Totengedenkens gestaltet sich folgendermaßen: Orgelpräliminium, Einzug des Zelebranten, Begrüßung der Anwesenden und Anzünden der Osterkerze, Lesung aus der Heiligen Schrift, Eintragung der Namen, Verlesen der eingetragenen Namen und Einladung zum Anzünden einer Kerze, dabei leises Orgelspiel, Beten eines Psalms, Vortrag eines geistlichen Textes, eine Meditation, Vaterunser, Oster-oder Hoffnungslied und Orgelspiel beim Auszug des Zelebranten und der Mitfeiernden mit dem Totenbuch, Zurückbringen des Totenbuches zum Heiligen Grab. Zur ersten Feier kamen bereits etwa 100 Christen und Nichtchristen, ein Zeichen, dass die Menschen in ihrer Trauer nach Orten des Trostes und einer gestalteten Feier suchen.

Das „Nächtliche Weihnachtslob“

In der Stadt Erfurt mit 200.000 Einwohnern gibt es nur noch 25 % Getaufte, darunter 8 % Katholiken. An Heiligabend verspüren, namentlich junge Bürger der Stadt, wenn die Wirtschaften geschlossen haben, einen Drang nach einer weihnachtlichen Stimmung, die über den Event eines Weihnachtsmarktes hinausreicht. So suchen sie christliche Weihnachtsgottesdienste auf, deren Ablauf und Inhalt ihnen jedoch fremd bleiben, weil sie keinen Zugang zur kirchlichen Feierkultur haben. Das, was hier gefeiert wird, hat keinen Bezug zu ihrer Lebenswelt, die sich mit dem Diesseits begnügt und kaum Raum für Transzendenz lässt. Andererseits spüren sie das Bedürfnis nach einem Mehr an Sinn, den die Welt des Konsums und der Ökonomie nicht befriedigen kann. Dieses Phänomen hat der damalige Bischof von Erfurt zum Anlass genommen, einen auf diesen Personenkreis und seine Erwartungen zugeschnittene weihnachtliche Feier zu entwerfen, die aber den zentralen Gehalt des Weihnachtsfestes nicht verdecken sollte. Er feierte zuvor mit der Kerngemeinde in der räumlich benach-

barten St. Severinkirche die traditionelle Weihnachtsmesse. Im Anschluss daran lud er die Bevölkerung zu einem „Nächtlichen Weihnachtslob“ in den Dom ein. Der Bischof bezeichnet diesen Gottesdienst als „präkatechumenale Feier“; denn es handelt sich hier nicht um Taufbewerber. Die Feier dauerte etwa 40 Minuten und war von über 2000 Teilnehmern besucht, wobei die Zahl von Jahr zu Jahr noch wächst. Das Durchschnittsalter der Besucher liegt bei ca. 30 Jahren.

Folgende Elemente enthält dieses weihnachtliche Gotteslob: Drei bekannte Weihnachtslieder, die lukanische Weihnachtsgeschichte in vertretbaren Auszügen, eine fünfminütige Ansprache des Bischofs auf „mitteldeutsche Art“, die für alle verständlich ist, meditative Stille während des Geläuts der Domglocke „Gloriosa“ (30 Sekunden). In den Augen der Teilnehmer bezeichnete diese Stille den Höhepunkt der Feier. Daran schlossen sich an: Fürbitten, das Vater unser, eine Oration, ein Weihnachtsgruß zum Nachbarn und abschließender Segen. Die Oration hatte folgenden Wortlaut: „Guter und starker Gott, du hast uns deinen Sohn Jesus Christus geschenkt, du hast uns in seinem Kommen deine Liebe und Sorge um die Menschen bezeugt. Wir danken dir dafür. Wir bitten dich heute: Mach uns stark in unseren Worten und Wirken zum Heil und Segen für die Menschen. Alle Menschen sollen erahnen können, dass die Welt durch dich zu einem guten Ende kommt. Darum bitten wir dich durch Christus, unseren Bruder und Herrn.“ Mit diesem weihnachtlichen Gotteslob öffnet sich die Kirche für die Bürger der Stadt, die ansonsten keinen Kontakt zur Gemeinschaft der Gläubigen haben, die ihnen fremd ist. Die Kirche zeigt keine Berührungängste, sie stellt sich in den Dienst der Menschen; denn Kirche ist nach einem Wort von Dietrich Bonhoeffer: Dasein für andere. Sie ist für alle da und darf sich nicht abschließen und unter sich bleiben.

Die „Thomas-Messe“

In Finnland ist 1989 von dem lutherischen Pfarrer Olli Valtonen die „Thomas-Messe“ entwickelt worden.⁶ Sie richtet sich an Zweifler, „treue Kirchenferne“, Suchende und Getaufte, die sonst dem normalen Gottesdienst fremd gegenüberstehen. Eine abgewandelte katholische Form ist der „Jona-Gottesdienst“, der besonders für Jugendliche gedacht ist. Hier wird keine Kommunion gespendet. Folgende Elemente gehören zu einer „Thomas-Messe“: Meditative Instrumentalmusik, Lieder ohne dogmatisch besetzte Texte, meist handelt sich um Gesänge aus Taizé, ein Verkündigungsteil als szenische Darstellung oder als Ansprache, Salbung nach biblischem Vorbild, Abendmahl mit Wein und Saft, Fürbittgebet, aber auch Gottesklagen- und anklagen. Ein besonderes Merkmal der Thomas-Messe ist die „offene Phase“, die etwa 15-30 Minuten dauert. Hier kann man sich in kleine Gesprächsgruppen zurückziehen oder ein individuelles Seelsorgegespräch führen. Ein Moderator führt durch den Gottesdienst. Nach der Mahlfeier gibt es die Gelegenheit zu einem Gedankenaustausch bei Saft und Tee und ein gemeinsames Essen im Gemeindehaus. Ein solcher Gottesdienst erfordert vom vorbereitenden Team viel Zeit und einen großen Einfallsreichtum. Dazu gehören auch Theologen, die ihr theologisches Wissen und ihre liturgische Erfahrung einbringen können. Bei aller Offenheit für die angesprochenen Suchenden enthält die „Thomas-Messe“ noch viele Elemente, die bereits eine gewisse Vertrautheit mit dem Glauben voraussetzen. Sie müsste noch offener angelegt sein und auf manches überkommenes liturgisches Element wie Salbung im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes und auf die Feier des Abendmahls verzichten, die sich eher als Hindernisse für Fernstehende erweisen könnten. Gleichwohl kann diese Messe in einem „heidnischen Land mit christlichen Randbeständen“, wie der „Spiegel“ sie bezeichnet hat, einen Brückenschlag darstellen vom offiziellen Got-

tesdienst der Kirche zu getauften Christen, die sich im Laufe der Zeit von der Gemeinde entfernt haben, aber dennoch für neue Formen des Gotteslobes ansprechbar sind. Heute wird die Thomas-Messe in mehr als 50 Orten in Deutschland, aber auch in der Schweiz gefeiert. Sie dauert zwischen 70 und 90 Minuten. Man lässt sich also viel Zeit, um ins Gespräch zu kommen und viele Gestaltungsmöglichkeiten auszuprobieren. Auch das unterscheidet sie von einem normalen Gottesdienst in der Gemeinde.

Ein Ausblick

Schaut man sich einmal die Bemühungen eines Diasporabistums wie Erfurt an, wobei Diaspora nicht nur innerkirchlich, sondern gesamtgesellschaftlich verstanden werden soll: als eine Minderheit inmitten einer mehrheitlich dem christlichen Glauben und Gottesdienst entfremdeten Gesellschaft, dann staunt man über die Offenheit, wie hier die Katholiken den Bürgern ihrer Stadt begegnen. Sie kreisen nicht um sich, sondern schauen über den Tellerrand hinaus und sind sensibel für die unausgesprochenen Bedürfnissen ihrer Mitbürger. Sie kennen keine Berührungängste, sondern solidarisieren sich mit den Nöten und Hoffnungen der Nichtchristen. In den Zeiten der kommunistischen Zwangsherrschaft hatten sich die katholischen Christen in der DDR abgeschottet um zu überleben. Sie widerstanden den Sireningesängen sozialistischer Propaganda. Heute machen sie Gebrauch von den Freiheiten einer demokratischen Gesellschaft und wissen sich an die Hecken und Zäune gesandt ohne missionarische Bekundungen. Sie lassen das Evangelium für sich sprechen, wie es Charles de Foucauld vor Augen hatte.

Wie reagieren die westlichen Kirchen auf die gleichen Herausforderungen, vor die auch sie sich gestellt sehen? Haben sie sich von ihren Glaubensbrüdern und -schwestern anstecken lassen? In einem Fall, in der Feier des Valentinstages, haben sie sich vom Osten inspirieren lassen. Aber die gro-

ße, wachsende Zahl der Konfessionslosen – sie machen inzwischen ein Drittel unserer Bevölkerung aus –, stellt für sie noch keine sichtbare Herausforderung dar. Die letzte große Liturgiereform fand auf dem II. Vatikanischen Konzil statt, das unter anderen gesellschaftlichen Voraussetzungen entstanden ist und mittlerweile gut 50 Jahre zurückliegt. Damals war der Traditionsabbruch noch nicht so eklatant wie heute. Inzwischen haben sich aber die gesellschaftlichen Bedingungen kirchlichen Lebens dramatisch verändert. Darauf müsste auch die Gestaltung des gegenwärtigen Gottesdienstes Rücksicht nehmen. Die Forderung der Heiligen Schrift gilt auch für den Gottesdienst: „Neuer Wein in neue Schläuche“ (Mt 9, 17)! Wir brauchen mutige Pioniere, die neue Wege erproben, auch wenn sie anfangs bei den Verantwortlichen auf heftigen Protest stoßen werden, ganz zu schweigen von den Traditionalisten, die bis heute sich nicht mit der vatikanischen Liturgiereform anfreunden können. Der gegenwärtige Papst ermuntert uns dazu: „Habt Mut. Schlagt neue Richtungen ein! Fürchtet Euch nicht vor den Risiken. Macht die Türen auf.“ Die Forderung: „Liturgia semper reformanda“ (Die Liturgie muss stets reformiert werden) hat heute nichts an Aktualität eingebüßt.

Anmerkungen:

- ¹ F. X. Kaufmann, *Wie überlebt das Christentum?* Freiburg 2000.
- ² G. Aeschbacher, *Gottesdienst – eine kulturelle Verhaltensanomalie*, in: *Jahrbuch für Liturgik und Hymnologie* 29 (1985), 123–127.
- ³ Ch. Davis, in: K. F. Müller (Hg.), *Gottesdienst in einem säkularisierten Zeitalter*. Kassel/Trier 1971, 24 f.
- ⁴ R. Hauke, *Mitfeiern-miterleben-mitgestalten*, Leipzig 2014.
- ⁵ Vgl. den Artikel; Ein starkes religiöses Bedürfnis, in: *Publik-Forum*, Nr.10, 43.
- ⁶ Vgl. T. Haberer, *Die Thomas-Messe*. München 2002.
- ⁷ *Liturgia semper reformanda*. Für Karl Schlemmer, hrsg. von A. Bilgri und B. Kirchgessner. Freiburg u.a. 1997.

Wüste – digitale Auszeit?

Bringt man das Wort Wüste mit dem Wort Auszeit in Verbindung, so bemüht man eine Assoziation, die schon vor den Wüstenvätern, Asketen und Mystikern naheliegend war und deren Kraft auch heute noch Menschen dazu treibt, ferne Orte, Auszeiten zu suchen, in Exerzitien zu gehen.

Auch wenn der Ort der Wüste in unseren Breitengraden schwer vorzufinden ist, so werden bei jedem dennoch die Eindrücke von Einsamkeit, Nahrungsmittelknappheit und Temperaturen geweckt, deren man ohne Vorbereitung nicht Herr zu werden scheint. Eben weil dieser Lebensraum uns als Menschen vor Herausforderungen stellt, denen wir aus dem Stegreif heraus nicht gewachsen sind, ist die Wüste auch Sinnbild einer Natur, in der der Mensch, sollte er sich einmal verloren haben, nur noch umherirren kann und machtlos sich dem Tod in Form von Hunger, Durst und Hitze gegenüber sieht. Zugleich ist sie der Ort, der des Nachts dem Umherirrenden seine Wünsche scheinbar erfüllt, sich abkühlt und doch unmenschlich kalt wird, dem brennenden Stern am Tag eine Pause gönnt und in der Dunkelheit Tausende weit entfernte Sterne erstrahlen lässt, die ebenso unerreichbar scheinen wie ein Weg aus der Wüste hinaus.

In dieser Ambivalenz aus Lebensfeindlichkeit und Lebensbejahung in Form von wilden Tieren, Oasen und dem Klima angepassten anderen Lebensformen ist die Wüste Schauplatz von Geschichten aus Altem und Neuem Testament.

Auszeit

Geht es um das Thema Auszeit, geht es ebenso um das Thema Fastenzeit: 40 Tage. Sich enthalten und aushalten, auf etwas verzichten, das einem Genuss bereitet, das Leben einfacher macht, unverzichtbar scheint. Und eben in dieser Tradition hat es in den letzten Jahren auch Selbstversuche gegeben, auf digitale Medien zu verzichten, das Smartphone auszuschalten, das Internet abzustellen, offline zu gehen; die Erfahrungen lassen sich vereinzelt in Buchform, hauptsächlich jedoch doch auch wieder nur im Internet lesen: Welche Eindrücke wurden gewonnen? Inwiefern ist man auf Vernetzung angewiesen? Wie lässt sich ein Arbeitsalltag trotz digitalen Fastens verwirklichen? Eine Lektüre von Erfahrungsberichten bzw. vielleicht sogar ein Selbstversuch sind bestimmt interessant, um mehr über sich und seine eigene Abhängigkeit in Erfahrung zu bringen. Eine digitale Abstinenz jedoch dauerhaft in sein Leben zu integrieren scheint in den meisten Fällen weder erstrebenswert noch realisierbar.

Kommunikation

Wir leben in einer Zeit der kommunikativen Grenzerfahrungen. Grenzerfahrung im ursprünglichen Sinne, da eine weitere Entwicklung im kommunikativen Bereich den Menschen vor die Herausforderung stellt sich immer mehr mit der Form der Kommunikation, die er verwendet, auseinanderzusetzen.

Wollte Person A Person B etwas mitteilen so gab es Briefe, Telegramme, bald Telefon, Pager, Mobilfunk. War bis in die 90er noch Bedingung für eine weltweite, direkte Verbindung Stauraum und Geldbeutel, so wurden auch diese Hürden durch Internet, Smartphone und eine beinahe kostenfreie Kommunikation über Datennetze überwunden.

Die weltweite Vernetzung wird in einigen Jahren soweit fortgeschritten sein, dass nicht nur die Mehrzahl, sondern fast alle

Menschen durch Infrastruktur und Endgeräte in der Lage sind, zueinander Verbindung aufzubauen. Und eben diese Verbindung gelangt an ihre Grenzen, ist es doch immer schon vom Medium abhängig gewesen, in welcher Form ich mich wie mitteilen kann. So hat man bis auf Twitter und ähnliche spezifisch restriktive Plattformen im Grunde jede Möglichkeit, Gedanken in Sprache, Sprache in Text umzuwandeln und einer anderen Person zukommen zu lassen. Sollte ein Text nicht ausreichen, so teile ich ein Bild, eine Sprachnachricht und komme so immer mehr an eine Kommunikation heran, die den anderen nicht Tausende Kilometer entfernt, sondern mir direkt gegenüber erscheinen lässt.

Bis auf die direkte Umsetzung von Gehirnströmen in Zeichen ist somit scheinbar von der Textnachricht bis zur Videotelefonie bereits alles geleistet, um die Kommunikation zu „vereinfachen“, und eben deshalb kommt es nun an dieser Grenze zu Veränderungen in der kommunikativen Wahrnehmung, die schon immer gegeben waren, nun aber verstärkt durch die technischen Parameter einen direkten Rückpralleffekt auf die Kommunikation des Alltags nach sich ziehen.

Auf Grund dieser Gegebenheiten sollte man bei der Betrachtung der 40 Tage und der darauffolgenden Versuchung Jesu neben der Annahme der Wüste als kommunikationsfreien Raum - zumindest im zwischenmenschlichen Bereich - genauso die Annahme vollziehen, dass wir heutzutage selbst in der Wüste nicht mehr unfähig sind, mit jedem und allem Kontakt aufzunehmen, deshalb aber ebenso umso mehr Verführungen standhalten müssen.

Jesus in der Wüste

Die Versuchung in der Wüste kommt bei Lukas, Markus und Matthäus jeweils in abgewandelter Form, so doch in der Grundaussage gleich vor:

Jesus wird vom Geist in die Wüste geführt, um dort versucht zu werden. Jesus

fastet 40 Tage lang. Der Teufel erscheint ihm, versucht ihn in 3 Versuchen. Die Versuchungen zielen auf Existenz, Glaube und Psyche. Jesus hält stand.

Da dieser Bericht und die damit verbundene Problematik der Versuchung Jesu als Gottes Sohn über die Zeit nicht nur Grundlage, für Konzilsfragen oder Fachliteratur war gehen wir hier davon aus, dass Jesus als Mensch versucht wurde und sich so in seiner eigenen Entscheidungsfreiheit dem Willen Gottes fügt. Ebenso die Frage, ob der Teufel die Macht hat, Jesus zu versuchen, oder ob es doch des Geists bedarf, der Jesus zu diesem Zweck in die Wüste führte, ist hier nicht von belang.

Vielmehr geht es um die Frage, inwiefern die Versuchungen, derer sich der Teufel bedient, in ihrer Bedeutung auch heute noch relevant sind und inwieweit wir selbst jenen in der kommunikativen Wüste begegnen.

Vorausgehend muss man sich die Frage stellen, ob das Wüstengleichnis abgeschwächt nicht auch für uns im Alltag gilt.

Lk 4,1-2: „Jesus aber, voll Heiligen Geistes, kam zurück vom Jordan und wurde vom Geist in die Wüste geführt 2 und vierzig Tage lang von dem Teufel versucht. Und er aß nichts in diesen Tagen, und als sie ein Ende hatten, hungerte ihn.“

Bei Lukas wird Jesus nicht erst nach den 40 Tagen, sondern während des vollen Zeitraums vom Teufel in Versuchung geführt. Diese Fastenzeit endet aber nicht dadurch, dass die 40 Tage vorbei sind, sondern dadurch, dass der Teufel Jesu anspricht und ihm eine Möglichkeit offenbart, die seinen Hunger stillen würde; einer Versuchung der er gedanklich nachgehen und im Dialog widerstehen muss.

Lk 4,3-4: „Der Teufel aber sprach zu ihm: Bist du Gottes Sohn, so sprich zu diesem Stein, dass er Brot werde. Und Jesus antwortete ihm: Es steht geschrieben (Dtn 8,33): ‚Der Mensch lebt nicht allein vom Brot.‘“

Wenn wir nun von der Annahme ausgehen, digital-kommunikativ zu fasten, so müssen wir die Versuchungen benennen

können, die in diesem Fall vom Brot symbolisiert werden. Es geht um einen Hunger, den wir verspüren, einen Hunger nicht nach Lebensmitteln, sondern nach Formen von Aufmerksamkeit, Zweisamkeit, Bedeutung, Relevanz, derer wir uns scheinbar immer wieder vergewissern müssen. Grundvoraussetzung für den Erfolg einer digitalen Plattform jedweder Art ist die ständige Selbstaktualisierung: Updates, Content, Veränderungen. Phantomklingeln ist keine Manager-Krankheit mehr.

Dann ist das Brot nicht die Nahrung, die wirklich existentiell ist, sondern ein Gefühl, dass uns aber umso existentieller erscheint: das Gefühl relevant, nicht allein zu sein, sondern im Kontakt mit anderen Menschen. Wenn der Mensch nicht nur vom Brot lebt, Gottes Wort aber noch nicht vernommen hat, jung hineinwächst in eine Welt, die einer halben Generation früher bereits unbekannt geworden ist. Technische Neuerungen vor allem im kommunikativen Bereich müssen erprobt werden, und wir befinden uns heutzutage noch in der Erprobung, inwiefern Internet und Konsorten heranwachsende Generationen in ihrer Wahrnehmung von Distanz und Nähe, Dauer und Sicherheit, Wahrheit und Lüge verändern werden.

Es ist also nicht nur die Versuchung sondern gleichzeitig eine Mahnung die Einfachheit einer Interaktion mit Menschen nicht zu manipulieren, aus dem Stein kein Brot zu machen, aus einem Menschen, der einen vorher nie interessiert hat, einen Zuhörer zu formen, der nur als solcher existieren darf. Eine Mahnung, diesen Moment in der Wüste aushalten zu können, egal ob der Hunger einen plagt oder man mit den wilden Tieren lebt, sich den Zweifeln und somit sich selbst zu stellen und eben auch im Alltag aus Gewohnheit, Langeweile heraus den Stein in unseren Händen mal nicht per Knopfdruck zu erhellen, uns nicht die Nahrung abholen, die wir glauben in jedem Moment durch Mitteilung und Empfang zu verzehren. Genauso wie in der Wüste kein Stein zu Brot wurde, da das Brot alleine nicht sättigt, müssen auch wir uns Gedan-

ken machen, was uns alleine nicht sättigt und ob wir nicht manchmal zu oft einen Moment in etwas Nahrhaftes verwandeln, den wir besser aushalten würden.

Lk 4,5-8: „Und der Teufel führte ihn hoch hinauf und zeigte ihm alle Reiche der Welt in einem Augenblick und sprach zu ihm: Alle diese Macht will ich dir geben und ihre Herrlichkeit; denn sie ist mir übergeben und ich gebe sie, wem ich will. Wenn du mich nun anbetest, so soll sie ganz dein sein. Jesus antwortete ihm und sprach: Es steht geschrieben (Dtn 5,13): ‚Du sollst den Herrn, deinen Gott, anbeten und ihm allein dienen.‘“

Diese Versuchung und die damit verbundene Konsequenz der Unmöglichkeit einer heilen Welt ohne Negation des Himmels bietet vielerlei Interpretationsmöglichkeiten. In Parallele zum digitalen Fasten wandert der Blick zur Manifestation von „Königreichen“ im Netz, derer ein einzelner Herr sein kann. Und neben in sich geschlossenen Parallelwelten von Handelsplattformen bis zum reinen Meinungsaustausch gibt es auch weniger geschlossene Strukturen, die dazu anregen, sich mit anderen zu messen, in Einzelfällen eben bis zur völligen Verlagerung der Kommunikation auf digitale Bahnen. Die Vorteile solcher Plattformen sind in den meisten Fällen nicht von der Hand zu weisen und eine komplette Ignoranz wird sowohl als Mensch im Fokus von Politik und Gesellschaft als auch als soziales Individuum mehr und mehr unmöglich. Und so wie die Versuchung die Bedingung der Unterwerfung, der Abhängigkeit nennt, sollten wir uns im Alltag bewusst machen, welche jener Strukturen auch uns abhängig machen, welche Instrumente benutzt werden müssen, um in einem Reich zu leben, welcher Umgang und welche Ethik wir im digitalen Umgang neu entwickeln müssen, um eben nicht zwischen dem Aufbau eines Follower oder Freunde-Imperiums und dem Niedergang durch Trolle oder unbeabsichtigte Negativkonfrontationen auf ewig gefangen zu sein. Seinen eigenen Lebensraum abhängig von der Anzahl an Freundschaftsanfragen oder der Anzahl Followern

zu gestalten und dementsprechend auszurichten, bringt nicht nur die Abhängigkeit von den jeweiligen Personen, sondern auch von der verwendeten Plattform mit, über die ein Austausch erst möglich ist.

Es wird niemand das Internet mit Gott gleichsetzen, aber der Glaube an die Existenz und die Relevanz mancher Plattformen, deren Ergebnissen wir mehr Bedeutung in unserem Leben zurechnen als der alltäglichen zwischenmenschlichen Interaktion, sollte uns zu denken geben. Es ist nicht nur die Schuld eines Individuums, dass uns verletzt hat; auch die Art und Weise der Kommunikation und seiner Beheimatung muss in Frage gestellt werden und darf eben nicht als gottgegeben gelten, um die innerliche Bewusstmachung - Voraussetzung für einen Akt der Nächstenliebe - einleiten zu können.

Lk 4,9-13: „Und er führte ihn nach Jerusalem und stellte ihn auf die Zinne des Tempels und sprach zu ihm: Bist du Gottes Sohn, so wirf dich von hier hinunter; denn es steht geschrieben [Ps 91,11-12]: ‚Er wird seinen Engeln deinetwegen befehlen, dass sie dich bewahren. Und sie werden dich auf den Händen tragen, damit du deinen Fuß nicht an einen Stein stößt.‘ Jesus antwortete und sprach zu ihm: Es ist gesagt [Dtn 6,16]: ‚Du sollst den Herrn, deinen Gott, nicht versuchen.‘ Und als der Teufel alle Versuchungen vollendet hatte, wich er von ihm eine Zeit lang.“

Mit dem Sturz endet bei Lukas die Reihenfolge der Versuchungen, und nach dem Angebot des Teufels geht es hier um die Demonstration des Glaubens, einen Beweis der Macht Gottes. Es geht nicht darum, dass Jesus nun die Steine in Brot verwandeln könnte und zumindest einen leichten Fall hat, sondern um das Eingreifen Gottes, das Erscheinen der Engel, die scheinbar offensichtlichste Interaktion Gottes in das Geschehen. Der Teufel fordert keine Wolke, kein Schweben - er fordert Jesus auf, Gott aufzufordern, Gott auf die Probe zu stellen, Gott in das Geschehen aktiv mit einzubeziehen.

In abgeschwächter Form werden auch wir in Versuchung geführt, uns fallen zu las-

sen, unser Fallen anzukündigen, auf Engel zu hoffen, einen Hilferuf abzugeben und mit ihm auch die Verantwortung für uns selbst.

Und je relevanter die Verführungen für eine junge Generation sind, so sind sie für erwachsenere Menschen umso schwieriger nachzuvollziehen.

Und doch gibt es vielerlei Beispiele vom Fallenlassen, von der Radikalisierung im Netz bis zu Suizidankündigungen, denen keine Engel folgten sondern einzelne Kommentare, die tödlich waren. Je mehr Tempel ich mir in meiner Welt errichte, desto größer wird der Drang, irgendwann die jeweiligen Götter zu testen. Und da wir doch auf Erden sind, wird die entsprechende Gefahr eines negativen Ausgangs ebenfalls gesteigert.

Der Sternenhimmel in der Wüste lädt dazu ein, die Sterne zu betrachten - wie einst Abraham - und sich seiner eigenen Bedeutung als Sandkorn bewusst zu werden; nicht um an sich zu zweifeln, sondern um den anderen Körnern, die nur Zentimeter entfernt sind, näher zu kommen. Den Versuchungen zu entgehen, die sich nicht direkt im Werkzeug offenbaren, sondern erst durch unreflektierte Nutzung - weil es technisch möglich ist - eine Gefahr heraufbeschwören.

Wir werden immer eine Wandlung von Kommunikation erfahren. Es wird uns unmöglich sein, ein Leben lang so zu kommunizieren, wie wir es einst gewöhnt waren. Und doch sollten wir uns durch gelegentliche Auszeiten die Möglichkeit gönnen, zu uns selbst zu finden und vor allem die Versuchungen klarer zu erkennen, die eine vordergründig vereinfachte Kommunikation mit sich bringt. „Sprache reflektiert die Materialisierung des Bewusstseins“ (Ivan Illich).

Menschenfischer

Bei Matthäus schließt sich direkt nach den Versuchungen das Wirken Jesu an; seine Verkündigung, aus seinen Anhängern Menschenfischer zu machen:

Mt 4,18-20: „Als Jesus am See von Galiläa entlangging, sah er zwei Fischer, die auf dem See ihr Netz auswarfen. Es waren Brüder, Simon, auch Petrus genannt, und Andreas. Jesus sagte zu ihnen: ‚Kommt, folgt mir nach! Ich will euch zu Menschenfischern machen.‘ Sofort ließen sie ihre Netze liegen und folgten ihm.“

Sieht man die Wüstenparabel aus der Sicht des digitalen Nomaden, gewinnt die Bedeutung des Menschenfischers zunehmend an Bedeutung.

Je einfacher es wird, Worte zu kommunizieren, frohe Botschaften mitzuteilen und Anregungen in die Welt zu senden, desto schwieriger wird es, sich auf eine Art und Weise Gehör zu schaffen, die fruchtbar wirkt und Menschen anregt, sich mehr als nur eine kurze Aufmerksamkeitsspanne lang mit einer Botschaft auseinanderzusetzen.

Die Kirche braucht Menschen, die auch in digitalen Netzen fischen können und dabei nicht vergessen, dass es nicht um quantitative Erfolge geht, nicht darum, mehr und mehr Menschen anzusprechen. Die Kirche braucht Menschen, die aus ihrer eigenen Erfahrung heraus reflektiert neue Kommunikationswege benutzen, um anderen, Menschen näher zu kommen und sich gleichsam doch der Gefahren einer scheinbaren Nähe bewusst sind. Es reicht nicht mehr aus, die Botschaft nur zu verkünden und sich damit einzugliedern in eine Welt, die von Neuigkeiten dominiert wird, sondern Aufgabe muss sein, sich intensiver mit der Art und Weise auseinanderzusetzen, wie wir in Zukunft kommunizieren, welche Kraft die Kirche in der digitalen Kommunikation entfalten kann und inwiefern gerade in digitalen Netzen Menschenfischer gebraucht werden, um sich aktiv in den Dienst der Nächstenliebe zu stellen.

Literaturdienst

Stephan Wahle: Das Fest der Menschwerdung. Weihnachten in Glaube, Kultur und Gesellschaft. Freiburg 2015, 39,99 Euro, geb. 440 S., ISBN 978-3-451-34800-6.

Stephan Wahle, Privatdozent für Liturgiewissenschaft in Freiburg, legt mit dieser für eine breite Leserschaft bestimmten Überarbeitung seiner Habilitationsschrift eine weit ausholende Studie über das Weihnachtsfest vor. Das Werk versteht sich als ein „Wissensbuch“, als eine Art Compendium in zehn Stationen. Dieses Unterfangen ist bemerkenswert: eine liturgiewissenschaftliche Habilitationsschrift, die auch dem Praktiker in der Gemeinde und den kulturwissenschaftlich interessierten Zeitgenossen eine verständliche Präsentation und Ausleuchtung dieses Festes bietet. Denn Weihnachten ist das christliche Fest, das trotz des wachsenden Bedeutungsverlusts der Kirchen die größte Anziehungskraft besitzt – weit in die spätmoderne, nachchristliche Gesellschaft hinein. Von manchen Zeitgenossen wird das Geburtsfest des Erlösers gar nicht mehr als christliches Festereignis wahrgenommen, zumal die Inkarnationstheologie zu den sperrigen Glaubensbeständen zählt. Der herausgehobene Festtag wird von seinen Wurzeln gelöst und als inhaltlich unbestimmtes oder neu gedeutetes spirituelles Kraftzentrum und Kasualie unserer Lebenswelt am Jahresende erlebt. Wir begehen einen Zeitraum, der uns ein Anders-Sein ermöglicht.

Ja, eine Theologie der Kirchenfeste und des Kirchenjahres ist auch darum notwendig: Protestantische Pendant der Arbeit von St. Wahle sind die fast zeitgleich erschienene Arbeit von Annika Happe zur „gelebten Frömmigkeit im Weihnachtsfestkreis“ (Leipzig 2015) und die Untersuchungen von Matthias Morgenroth: „Weihnachts-Christentum“ (Güterloh 2002) und „Heiligabend-Religion“ (Köln 2003); dieser Autor spricht von einem Richtungswechsel, insofern die moderne Religiosität sich vom Kreuz als dem Kern des Glaubens dem Gedanken der Menschwerdung zuwendet.

Kirche besitzt nicht mehr die alleinige Deutungshoheit über diesen Tag, der nicht „von dieser Welt ist“. Die kirchlichen Feste sind nicht Besitz der Kirchen! Das Fest göttlicher Herablassung ist nicht nur christologisch, sondern anthropologisch relevant. An Weihnachten feiern wir alle Jahre wieder dieses kontingente Heilsereignis, dass Gott in Christus als Jude erscheint, mein zerbrechliches Leben teilt und unser aller Zeitgenosse wird. Das unwiederholbare Ereignis des Zur-Welt-Kommens Gottes und die Unaustausch-

barkeit jedes das Licht der Welt erblickenden Menschenlebens entsprechen sich zutiefst. Weihnachten feiert, wie Wahle sagt, „die Befreiung zur Menschwerdung des Menschen“.

Am Anfang des facettenreichen Überblicks über ein durchaus ambivalent gewordenes Fest steht bei Stephan Wahle eine methodische Hinführung, eine fundierte bibeltheologische Grundlegung und eine sehr erhellende liturgiegeschichtliche Genese der Weihnachtsfeier, eine systematische und theologisch-praktische „Weihnachtstheologie“. Immer wieder betont der Autor die Verankerung des Weihnachtsgeheimnisses im Pascha-Mysterium. Von ihm her fällt Licht auf dieses Lichtfest. Bedeutsam ist an dieser Untersuchung über das Weihnachtsfest – und wegweisend für das Fach der Liturgiewissenschaft –, dass Wahle es nicht nur bei einer (liturgie-) theologischen Grundlegung des Festtages belässt, sondern dessen Ausstrahlung in Kultur und Gesellschaft verfolgt: Brauchtum und Symbolwelt, interne Abläufe der „Familienliturgie“ und alte Kindheitsrituale, neue „Inszenierungsformen“ des Tages, biographische Zeugnisse, „Ego-Dokumente“, Kirchenlieder und vielfältige Formen der Volksfrömmigkeit, die sich um Weihnachten lagern, wollen verstanden und als lebensweltliche Kontexte gewürdigt werden. Man könnte die Spurensuche fortsetzen im Raum des Films, der Literatur, der Musik, des Internets, auch im Dialog mit der protestantischen Theologie ...

Es wäre pastoral arrogant, die vielen Formen des „Weihnachtschristentums“ als sentimentale und kitschige Verflachung des „Eigentlichen“ abzuqualifizieren. Wohltuend ist, wie Wahle alles vermeidet, diese „Begleiterscheinungen“ des Festes zu verunglimpfen. Viele Phänomene, die sich um das Weihnachtsfest ranken, können als „Sehnsuchtsräume“ gedeutet werden. Weihnachten ist mehr als eine verfliegende Stimmung; es eröffnet Raum und Zeit auch für sinnliches Ertasten, für sanfte Annäherungen an religiöse Erfahrung in dunkler Zeit; es stärkt die Hoffnung auf das Wunder des Neubeginns, des unausdenkbaren Anfangs, des Heils im Großen wie im Kleinen.

Wahles Buch bietet auch für den Liturgen und Prediger zahlreiche Anregungen, z.B. zur Gestaltung von Weihnachtsgottesdiensten, zu Lied- und Symbolpredigten und zu thematischen adventlichen Andachtsformen und Gemeindebänden. Diese Arbeit sensibilisiert für eine bewusste Gestaltung dieses Festkreises, um „den vielfältig gestuften Formen von Religiosität“ gerecht zu werden. Und sie fragt nach den ethischen Konsequenzen dessen, was wir am Fest der Menschwerdung Gottes feiern. Denn Christus kommt nicht nur für die Frommen, die Kenner und Liebhaber, die Spezialisten und liturgischen Feinschmecker zur Welt. Weihnachten wohnt ein Geheimnis und inne,

das nie auszuloten ist; und es birgt eine noch nicht abgeglottene Verheißung.

Uns liegt mit Wahles Untersuchung ein grundlegendes, gut verständliches und auch drucktechnisch gelungenes, bildreiches und mit zahlreichen Anmerkungen versehenes Buch vor, an dem zukünftig niemand vorbeikommt, der Antwort geben möchte auf die Frage: „Verstehst ihr, was ihr Weihnachten tut und feiert ...?“. Gott sei Dank gibt der Weihnachtsfestkreis auch vielen „Seltengehern“ (R. Gernhardt) Anlass zum Suchen und Fragen nach dem, der uns trägt und bejaht. Das Menschenkind ist Gotteskind. Weihnachten muss den Kirchen das wert sein und bleiben, was es in allem vergänglichem „Festivitätsgefühl“ ist: das Fest göttlicher Herablassung, der göttlichen Würdigung des Menschen und der unerwarteten barmherzigen und geduldigen Annäherung des Himmels – an alle Welt.

Kurt Josef Wecker

Christian Schütz: Wem gehört die Hoffnung? Neue Perspektiven in der Lebensmitte. Münster-schwarzach 2014, ISBN 978-3-89680-906-3, 16,90 Euro, 138 Seiten.

»Die Seele ist nur durch die Hoffnung; die Hoffnung ist vielleicht gar der Stoff, aus dem unsere Seele gemacht ist.« Der neben dem durch sein dreibändiges Werk »Das Prinzip Hoffnung« bekannt gewordenen Philosophen Ernst Bloch ebenfalls als ein großer Philosoph der Hoffnung geltende Gabriel Marcel hat diesen Gedanken einmal zu Papier gebracht. Wenn dem so ist, dann muss auch jedes Buch über die Hoffnung ein Buch mit Seele sein.

Christian Schütz, dem emeritierten Abt der Benediktinerabtei Schweiklberg in Vilshofen an der Donau und langjährigem Honorarprofessor der Universität Regensburg, ist es gelungen, ein Buch über die Hoffnung zu schreiben, das wirklich Seele hat. Wer sein Buch Seite für Seite liest, spürt, wie da die Hoffnung nach und nach ein Gesicht erhält. Und es lehrt seine Leserinnen und Leser, sich ganz grundsätzlich einmal der Frage nach dem Stellenwert der Hoffnung in ihrem eigenen Leben zu stellen.

Für Christian Schütz haben zwei Sätze unbedingte Gültigkeit. Der erste Satz lautet: »Solange der Mensch lebt, hofft er.« Und der zweite Satz: »Solange der Mensch hofft, lebt er.« Damit ist unmissverständlich gesagt, dass die Hoffnung der lebendige Atem des menschlichen Daseins ist. So ist sein Buch denn von der ersten bis zur letzten Seite ein Buch über den

Zusammenhang und Zusammenklang dreier Worte: atmen – hoffen – leben« – und das ganz in der Logik des lateinischen Sprichworts »Dum spiro, spero«. – »Solange ich atme, solange hoffe ich.«

Das Lebensgewicht der Hoffnung eindringlich zu schildern, gelingt dem Buch nicht zuletzt da eindringlich und nachdrücklich, wo es Bezug nimmt auf den französischen Dichter Charles Péguy, der in seinem 1929 in Paris erschienenen Werk »Das Tor zum Geheimnis der Hoffnung« die Hoffnung bildlich als kleine Schwester gezeichnet hat, die sich neben ihrem großen Bruder, dem Glauben, und ihrer großen Schwester, der Liebe, behaupten muss und das durchaus auch zu tun weiß. Inspirative Quellen seiner erhellenden Gedanken zur kleinen Tugend der Hoffnung, die zu Großem taugt, wenn es um die Dinge eines umfassend gelingenden guten Lebens geht, sind neben der Stimme von Charles Péguy noch weitere Stimmen aus dem weiten Feld der Dichtung und Literatur, so etwa auch der Dichter Hermann Hesse.

Christian Schütz lässt seine Leserinnen und Leser nicht im Unklaren darüber, dass aus seiner Sicht der Dinge Alter und Hoffnung keine gegensätzlichen Größen sind. Er rechnet sich selbst nicht zur Fraktion derer, die der Auffassung sind, dass »Hoffnung in Gestalt von Zukunft ein Privileg der Jugend sei« (9). Er ist vielmehr gründlich davon überzeugt, dass lebendiges Hoffen durchaus eine gute Begleiterscheinung des Alter(n)s sein kann. Eben das ist denn auch die eigentliche Absicht des Buches, die dessen Verfasser beim Schreiben geleitet hat: Menschen – auch und gerade diejenigen, deren Lebenszeit die der zweiten Lebenshälfte ist – »auf die Fährte der Hoffnung in ihrem Dasein« (10) zu bringen.

Wem das (s)sein erklärtes Anliegen ist, der kann nicht umhin, sich selbst ebenso wie seinen Leserinnen und Lesern Rechenschaft darüber zu geben, wie er über die Dinge des Alter(n)s denkt. Christian Schütz tut das überzeugend in dem Abschnitt seines Buches, den er »Hoffnungslos veraltet«. Das unbekannte Alter« (11–24) betitelt hat. Was er da bietet, ergibt in seiner Ganz- und Gesamtheit durchaus so etwas wie eine kleine Gerontologie oder – besser gesagt – »Gerontosophie«, deren Abc maßgeblich in der Schule der Dichtung und Kunst gelernt wurde.

Die entscheidende Frage ist wohl die: Ist das Alter eine Zeit des Sinkens oder des Steigens, eine Zeit des Welkens oder des Reifens, eine Zeit des Verfallens oder des Vollendens?

Wenn Alter und Altern in jedem Fall etwas sind, mit dem umzugehen ist, da sie nicht zu umgehen sind, dann begehen alle diejenigen ganz gewiss keinen »Lebenskunstfehler« (Odo Marquard), die die zugege-

benermaßen unbequeme Frage an sich heranlassen, wie das gehen kann, das Alter(n) im Zeichen einer Hoffnung zu leben, die nicht trägt.

Wer auch zwischen den Zeilen zu lesen versteht, wird gewahr, dass Christian Schütz diese Alter(n)sfragen als existentielle Lebensfragen so ernst nimmt, dass sie den stetig mitlaufenden Hintergrund seiner Gedankenführung bilden. Die »Lebenslandkarte« (23) des Alter(n)s zu vermessen heißt für ihn, dort die Lebensorte der Hoffnung einzuzichnen, denn es gilt: »ohne Hoffnung lässt sich nicht alt werden und alt sein« (24).

So das Leben des Menschen die Bauform des Werdens und damit unweigerlich auch des Alt-Werdens hat, so braucht es Bausteine der Hoffnung. Doch weil gilt: »Hoffnung ist nicht gleich Hoffnung.«, wie Christian Schütz völlig zu Recht bemerkt, gilt es zu unterscheiden zwischen den kleinen Hoffnungen des Lebens und jener großen Hoffnung, die uns gegen alle Hoffnung dennoch »guter Hoffnung« sein lässt.

Dass es »dumm [ist], nicht zu hoffen«, lässt uns Ernest Hemingway durch den Helden seiner 1952 erschienenen Novelle »Der alte Mann und das Meer«, den in die Jahre gekommenen kubanischen Fischer Santiago, wissen. Christian Schütz stimmt dem Zeile für Zeile, Seite für Seite seines Buches zu, denn er weiß: Jeder Verzicht darauf, so »dumm« zu sein, der Hoffnung kein Gesicht zu geben, ist ein guter Verzicht. Denn dieser Verzicht gibt zu verstehen, dass hoffend zu leben und lebend zu hoffen eine »Angesichtsache« und keine »Ansichtsache« ist. Dass dem so ist, haben Hoffnungsträger in Geschichte und Gegenwart wieder und wieder bezeugt. Ihr Zeugnis hat seinen Grund in einer Überzeugung, die »durch Widerspruch, Verkenning und Verfolgung nicht zu brechen ist« (38). Das beispielhafte Verhalten der Widerstandskämpfer gegen das Dritte Reich ist da nach Christian Schütz Beleg genug.

Wer hofft, möchte dies nicht grundlos tun. Hoffnung braucht einen Grund, auf dem sie steht und aus dem sie lebt. Für Christinnen und Christen stößt jede Hoffnung, die auf den Grund ihrer selbst geht, auf den »Gott der Hoffnung«, wie Paulus in seinem Brief an die Römer (Röm 15,13) schreibt, und ist damit »gottvolle« Hoffnung, der zu trauen und zu vertrauen ist. Christliche Lebenskunst ist darum auch die Kunst, als Menschen zu leben, die eine Hoffnung haben, und den Menschen zu sagen, welche Hoffnung das ist. Christian Schütz legt das engagiert dar und vergisst dabei auch nicht zu erwähnen, dass solche Hoffnung in stimmiger und gültiger Weise erst dann begriffen ist, wenn sie als eine werdende begriffen ist, die mit zunehmendem Lebensalter tatsächlich größer und größer werden kann.

Das Haltungsbild Hoffnung hat stets die Bewegung der Transzendenz bei sich. Christian Schütz lässt das wiederholt in seinem Buch programmatisch anklingen. Hoffnung, wenn sie wirklich Hoffnung ist, übersteigt stets die Wirklichkeit des Lebens, und zwar die des Lebens vor wie die des Lebens nach dem Tod. Zum eschatologischen Hoffnungsprogramm des christlichen Glaubens gehört jedenfalls – daran lässt Christian Schütz keinen Zweifel – das, was das Wort »Himmel« theologisch zur Sprache bringt. »Himmel ist Hoffnung und Hoffnung ist Himmel.« (69f)

Ganz nebenbei gelingt Christian Schütz in seinem Buch so etwas wie eine kleine Sprechakttheorie der Hoffnung. Worte der Hoffnung kann sich der Mensch nicht selbst sagen; es muss jemanden geben, der sie ihm zuspricht. Es empfiehlt sich jedenfalls, sich ab und zu doch zu vergegenwärtigen, inwieweit wie Sprache doch vortrefflich sich dazu eignen kann, »Hoffnungs-sprache« zu sein.

Gleich der erste Satz, den Christian Schütz im Vorwort zu seinem Buch geschrieben hat, lautet: »In jedem Buch steckt Hoffnung. Die allen Büchern gemeinsame Hoffnung besteht darin, dass es Leser finden wird.« (9) Mit der begründeten Annahme, dass die Zeiten, in denen das Wünschen noch geholfen hat, noch nicht ganz vorbei sind, sei zu guter Letzt seinem Buch darum gewünscht, dass sich die Intention, viele Leserinnen und Leser zu erreichen, hoffentlich erfüllt.

Bernhard Sill

Peter Gross: Wir werden älter. Vielen Dank. Aber wozu? Herder spektrum Band 6831. Freiburg 2015. 158 S., 9,99 Euro.

Immer wieder wird in Veröffentlichungen voller Sorge auf die demografische Entwicklung in Deutschland und Europa hingewiesen – steigende Lebenserwartung und sinkende Geburtenzahlen. Es werden verschiedene schon vorhandene oder bald entstehende Probleme genannt: Altersarmut, Pflegegenotstand, Fachkräftemangel u.a.m. Der Verf. des o.a. Buches (emer. Professor für Soziologie) sieht das anders. Er spricht im 1. Kapitel von „geschenktem Leben“ und sagt im Vorwort: „Die Langlebigkeitsgesellschaft führt nicht zum demografischen Untergang, sondern ist letztes und wünschenswertes Stadium einer demografischen Evolution, in das früher oder später auch die gesamte Weltbevölkerung einmündet. Das wollen die folgenden Annäherungen zu zeigen versuchen.“ (S. 15) Kenntnisreich, gut lesbar und spannend geschrieben, angereichert durch Zi-

tate aus vielen Wissensbereichen, legt er die „Vorzüge alternder Gesellschaften“ dar (2. Kapitel), die er durchaus auch in den Mühsalen des Alters vorhanden sieht (3. Kapitel: Sinn der Schwäche). Er weist vor allem auf die früher meist nicht vorhandene Möglichkeit hin, das Leben abzurufen und zu vollenden, sich zu versöhnen, vieles zu läutern und zu korrigieren. Nie zuvor konnten alte Menschen mit mehreren nachwachsenden Generationen (meist „Wunsch Kinder“) leben, voneinander lernen, füreinander sorgen. Im letzten (4.) Kapitel gibt Verf. seiner Hoffnung Ausdruck, dass die bei uns schon statt gefundene Entwicklung sich auf die ganze Welt ausbreitet und der Beruhigung und Befriedigung einer unduldsamen, hektischen und sich letztlich selbst verzehrenden Gesellschaft dient.

Ich habe das Büchlein mit großem Interesse gelesen und bin dankbar für viele neue Erkenntnisse und Anregungen, dankbar und gut mit der geschenkten Zeit umzugehen – für mich, der ich selbst alt bin, und zum Weitergeben an die alten Menschen, mit denen ich tagtäglich zu tun habe. Ich bin allerdings enttäuscht darüber, dass der Verf. die christliche „Ewigkeitserzählung“ als nicht mehr notwendig und hilfreich für die Sinngebung des „neuen Alters“ darstellt. Er schreibt: „...zweifelloso hat die christliche Welt- und Todesanschauung dem Altern und dem Tod und damit dem Alter als Vorbereitung auf ihn einen Sinn zu geben vermocht. ... Dieser... Sinn ist verblasst, er wird überflüssig in einer Gesellschaft, die es erfolgreich zustande gebracht hat, einen dritten Lebensabschnitt zu erobern.“ (S. 83) Meine Erfahrung aus dem Krankenhaus ist, dass viele alte, auf den Tod zugehende Menschen (auch wenn sie nicht „kirchlich“ sind), die Sehnsucht nach einer letzten Vollendung und auf ein „Wiedersehen“ mit sich tragen. Der Verf. ist persönlich mit dieser Frage wohl noch nicht am Ende. Das zeigt sich in seinem Buch „Ich muss sterben“, in dem er in bewegender Weise über das Sterben seiner Frau nachdenkt und über ihre „Anwesenheit in Abwesenheit“ meditiert.

Natürlich gibt es auch noch andere Anfragen an die Thesen in diesem Buch, die aber unbeantwortet bleiben (müssen), etwa wie sich die immer weiter anwachsende „Völkerwanderung“ auf unsere demografische Situation auswirken wird, ob die bei uns schon geschehene demografische Umwälzung auch in anderen Kontinenten erreicht werden kann und soll und manches mehr. Trotz aller Fragezeichen: ein Buch, das viele lesen sollten, vor allem solche Menschen, die mit Senioren zusammenleben und mit ihnen im Gespräch sind. Es fordert uns heraus zum Nachdenken, wie wir das „Manifest der Hoffnung“, die frohe Botschaft vom Leben in Fülle bei Gott, tröstend und befreiend nahe bringen können.

Norbert Friebe

Gottes Nächte

*E*s war die Nacht,
von der der HERR das Taglicht schied,
auf dass der Mensch das Dunkel mied,
das täglich hintergründig lacht.

*E*s war die Nacht,
in der dem Menschen sich erhellte,
zu welcher Größe Gott ihn immer schon bestellte;
dass wenig geringer als sich selbst
der HERR den Menschen hat gemacht.

*E*s war die Nacht,
als Gott sich selbst zum Menschen machte,
auf dass der eine seinen Nächsten achte
viel höher als sich selbst.
Wer hätte das gedacht!

*O*b Tag, ob Nacht -
wo dies geschieht,
- erneut und immer wieder -
das Wunder sich vollzieht,
das feiert jede
Weihnachtsnacht.

Gunther Fleischer

Ritterbach Verlag GmbH · Friedrich-Ebert-Straße 104 · 50374 Erfstadt
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E